

**50 Jahre Institut für Soziologie
Beiträge der Jubiläumsveranstaltung
am 24. September 2010**

Zusammengestellt von Dominikus Vogl

25. April 2012

Zum Geleit

Das Institut für Soziologie der Universität Bern feierte am 24. September 2010 sein 50 jähriges Jubiläum. Veranstaltet wurde ein Tag mit Beiträgen ehemaliger Mitarbeiter und Studierender am Institut. Wir bedanken uns sehr herzlich bei allen Beteiligten, die zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen haben. Wir bedanken uns bei Professor Dr. Harley Krohmer, Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern für das Grusswort und für die grosszügige finanzielle Unterstützung der Veranstaltung. In diesem Dokument finden sie die Beiträge in chronologischer Reihenfolge, soweit sie uns vorliegen. Die Texte werden von einzelnen Bildern umrahmt. Vielen Dank an die Fotografin Benita Combet.

Das Institut blickt auf eine lange Tradition zurück. Umso spannender ist der Rückblick zum jetzigen Zeitpunkt, da mit Axel Franzen, Ben Jann und Christian Joppke alle drei Lehrstühle am Institut in einem "Wimperschlag" besetzt wurden. Und so ist dieser Rückblick auch mit einem Ausblick für das Institut verbunden. So lässt sich auch der Titel der Veranstaltung lesen: "Zur Soziologie in der Schweiz". Dieser Titel mutet grossmündig an, soll aber nicht als allgemeine Bestandsaufnahme zum Zustand der soziologischen Forschung in der Schweiz verstanden werden. Dieser Titel lädt die Referentinnen und Referenten ein, ein persönliches Fazit aus ihrer Zeit am Institut zu ziehen und darüber hinaus den neuen Lehrstuhlinhabern einen Ausblick auf Forschungsfelder der Soziologie zu geben. Dies kommt in den Reden auf vielfältige Art und Weise zum Ausdruck.

Die Veranstaltung zeigte, dass viele Menschen dem Institut freundschaftliche verbunden sind und wir hoffen, dass diese Freundschaft in der Zukunft über alle Lehrstuhlgrenzen und Ideologiegräben hinaus halten möge, auch die Freundschaft zu Anna...

Das Organisationsteam

Andrian Beutler, Markus Flück und Dominikus Vogl



Programm zum Jubiläumsfest

Zur Soziologie in der Schweiz

Stand und Perspektiven zum 50-jährigen
Jubiläum des Instituts für Soziologie in Bern

Symposium und Jubiläumsfeier

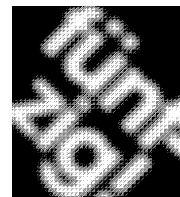
Freitag 24. September 2010
Universität Bern, Uni Tobler, Lerchenweg 36, 3000
Bern 9

Raumänderung für beide Veranstaltungen
Raum: F023

Beginn Symposium: 14:00 Uhr

Beginn Jubiläumsfeier: 16:30 Uhr

Im Anschluss findet ein Apéro statt



Symposium

Beginn: 14:00 Uhr, Raum: F023

Begrüssung durch **Prof. Dr. Axel Franzen**

Prof. Dr. em. Peter Atteslander

„Die Anfänge des Instituts und der frühe Weggang seines Gründers“

Prof. Dr. em. Ruth Meyer Schweizer (Universität Bern)

„Als in Bern die Soziologie beerdigt werden sollte“

Dr. Klaus Baumgartner (ehem. Stadtpräsident Bern)

„Soziologie an der Universität Bern – die Unbequeme“

Kaffeepause 15:00 Uhr

Prof. Dr. em. Urs Jaeggi

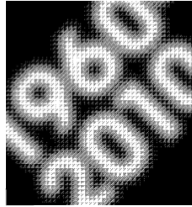
„rückwärtsvorwärts“

Dr. Farhad Afshar (KIOS)

„Berner Soziologie – Einladung zum Nachdenken“

Prof. Dr. Hanspeter Kriesi (Universität Zürich)

„Erinnerungen eines Abtrünnigen“



Jubiläumsfeier

Beginn: 16:30 Uhr, Raum: F023

Grusswort durch **Prof. Dr. Harley Krohmer**

Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät

Vorträge

Prof. Dr. em. Claudia Honegger

„20 Jahre in 20 Minuten“

Prof. Dr. Andreas Diekmann (ETH Zürich)

„Soziologie in Bern - Erinnerungen und Reflexionen zur Geschichte des Instituts“

„Homage“ (Beitrag der Studierenden)

Dr. Markus Zürcher (SAGW)

„Soziologie in Bern - Ein Blick von aussen“

Prof. Dr. em. Jean Ziegler (UN-Menschenrechtsrat)

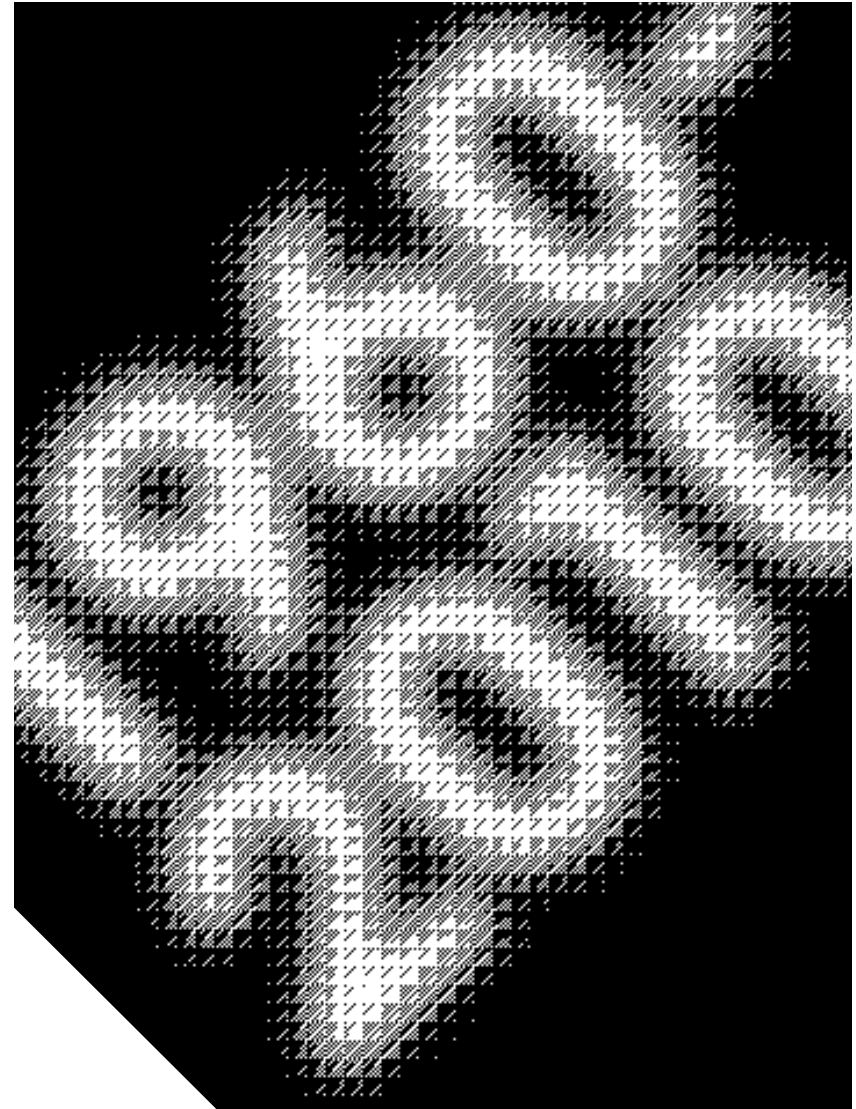
„Was nützt ein Soziologe?“

Musikalische Umrahmung durch **Annalena Hoyer** (Violine) und
Bernadette Guenot (Oboe)

Im Anschluss findet ab ca. 18:30 Uhr ein Apéro statt

50 Jahre Institut für Soziologie

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät - Departement Sozialwissenschaften



INSTITUT FÜR SOZIOLOGIE

Unitobler • Lerchenweg 36 • 3012 Bern
Tel. 031 631 48 11 • www.soz.unibe.ch

Die Anfänge des Instituts und der frühe Weggang seines Gründers

von Peter Atteslander



Als in Bern die Soziologie beerdigt werden sollte

von Ruth Meyer Schweizer



Liebe ehemalig am Institut für Soziologie Engagierte und liebe Alle, die das derzeit sind, liebe Gäste

da ich an mehr als der Hälfte des nunmehr fünfzig jährigen Instituts für Soziologie aktiv partizipiert habe, genau waren es 28 1/2 Jahre von 1973 bis 2001, bin ich um einige Reminiszenzen zu dieser Zeit gebeten worden. Und vielleicht lässt sich ja doch trotz aller philosophischen Einwendungen aus der Geschichte auch etwas lernen. Der Titel meines Rückblicks steht für den Start in den Jahren 1973 und 1974.

Zusammen mit Prof. Walter Rüegg und dem Assistenten Karol Szemkus kam ich im Frühjahr 1973 von Frankfurt an das hiesige Institut für Soziologie. Ich hatte dort die Studentenunruhen der 68 Jahre buchstäblich hautnah mit erlebt – immerhin hatte ich mit den Rektoratsbesetzern 5 Tage im besetzten Rektorat zusammen gelebt und sie dabei sehr genau kennen gelernt.

Auch in Frankfurt gehörten wir zu der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät – mit der Berufung von Walter Rüegg war der seit Nazizeiten verwaiste Mannheimlehrstuhl wieder belebt worden, doch arbeiteten wir vor allem in der Lehre sehr eng mit dem Institut für Sozialforschung, das zur philosophischen Fakultät gehörte zusammen: die gemeinsame Prüfungsordnung dokumentierte dies nach aussen und innen. Darum hatte ich auch, bevor ich nach Bern kam, hautnah das grausame Ende von Theodor W. Adorno in der Universität mit erlebt. Lehrerfahrungen hatte ich zudem auch an der neu gegründeten Universität in Trier sammeln können.

1973 war das Berner Institut für Soziologie in einem recht chaotischen Zustand. Unruhen waren auch hier vorausgegangen und dazu auch etliche Berufungswirren. Allerdings fanden wir hier in Klaus Baumgartner einen ruhenden Pol vor, der im Institut noch an seiner Dissertation arbeitete. Viele der Eigenschaften, die ihn später als Stadtpräsidenten auszeichneten, kamen uns schon damals sehr zu gut. Unruhig, allerdings im gemässigt schweizerischen Massstab, blieb's zunächst. Kolportiert wurde ein willkürlich verfälschtes Bild von Walter Rüegg, und als 1974 Prof. Viggo Blücher sein Amt antrat, gab auch dies Anlass zu üblen und persönlich verletzenden Diffamierungen. Das Ganze gipfelte darin, dass im Mai 1974 eine allerdings kleine Gruppe von studentischen Gegnern dieser Berufungen die Berner Soziologie buchstäblich in einem Trauerzug vor das Hauptgebäude der Universität zu Grabe trug. Immerhin: trotz solcher Wirren fiel keine einzige Lehrveranstaltung aus, und dem Wiederaufbau des Instituts stand grundsätzlich wenig im Wege – nicht zuletzt auch durch dessen feste Verankerung in der rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und die tatkräftige Unterstützung von Seiten der Universitätsleitung. Längerfristig nicht unproblematisch erscheint mir die schon zuvor installierte und sich als sehr stabil erweisende Zweiteilung der Lehrstühle in theoretische oder auch allgemeine Soziologie und empirische Sozialforschung – als gäbe es hier Theorie ohne Empirie oder Empirie ohne Theorie. Das Studium an der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung war damals unterteilt in Achtel: Soziologie konnte man im Umfang von höchstens 3/8 studieren, allerdings in solchem Fall auch die Lizentiatsarbeit in diesem Fach schreiben. Recht viele Studierende der Wirtschaftswissenschaften machten von diesen Möglichkeiten, Soziologie zu belegen, Gebrauch. Daneben gab es selbstverständlich auch Soziologie als Nebenfach für Studierende der philosophisch historischen, später auch für solche verschiedener Hauptfächer der naturwissenschaftlichen Fakultät. Universitätsintern bringt es zweifellos weniger Prestige, nur ein Nebenfach zu vertreten, zumindest für ein Institut im Aufbau machte dies auch viel Sinn. Doch darüber hinaus erscheint mir auch nach wie vor Soziologie ein wichtiges, wenn nicht gar notwendiges Nebenfach für sehr viele Studienbereiche zu sein. Zu bedenken ist wohl auch nach wie vor der Standpunkt, dass Studierende viel davon profitieren, wenn sie zunächst ein klarer strukturiertes und inhaltlich klarer abgegrenztes Fach studieren als es die Soziologie sein kann, und sich erst in einer späteren Studienphase voll der Soziologie zuwenden. Ein Standpunkt, den etwa in den Diskussionen um Haupt- bzw. Nebenfach in Frankfurt mit besonderer Vehemenz kein geringerer als Jürgen Habermas vertreten hatte. Das neue Bachelorprogramm hier macht sich offensichtlich ähnliche Überlegungen zu Nutze.

Für die schweizerische Öffentlichkeit der siebziger Jahre und noch darüber hinaus war die Soziologie ein linkes Exotenfach, dessen Sinn man nur schwer einzusehen vermochte. Warum sollten eine Gesellschaft und ihre Institutionen wissenschaftlich untersucht und damit auch hinterfragt werden, die doch, so das weit verbreitete Selbstverständnis, sehr wohl funktionierten? Die entsprechende Aufklärungsarbeit, gerade im Zusammenhang mit empirischen Untersuchungen war herausfordernd und nötig, die Reaktionen waren manchmal sehr ernüchternd, manchmal auch nicht nur aus heutiger Sicht schlicht ungewollt skurril. Der notwendige Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft kam hierzulande, wie bekannt, nur äusserst langsam in Gang.

Ein Institut mit zwei Professuren bleibt, auch wenn zum Beispiel in Bern der Mittelbau rasch stark ausgebaut werden konnte, ein kleines Institut. Und klein waren in den siebziger Jahren und darüber hinaus auch die anderen soziologischen Institute in der Schweiz. Die damit gegebene Gefahr einer Schrebergartenmentalität war nur schwer zu bannen; letztere wurde wohl gerade in der Schweiz, und hier in der deutschsprachigen stärker als in der französischsprachigen, allzu oft nicht als Gefahr wahrgenommen, sondern sogar aktiv gepflegt. Immerhin ergab sich schon in den siebziger Jahren allmählich ein gewinnbringender Dialog vor allem über standespolitische Fragen in der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, in deren Vorstand sämtliche Institute vertreten waren, und es gelang diesem auch, mit der Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie ein Kommunikationsorgan zu etablieren, zu dem (fast) alle ihre Beiträge leisteten. Für das Berner Institut wichtig war aber vor allem auch die starke internationale Vernetzung, die insbesondere von Prof. Walter Rüegg gepflegt und ausgebaut wurde: In der European Science Foundation wurde eine Group on Value Research installiert, in der auf ihrem Höhepunkt 14 Länder vertreten waren, und von der unsere eigenen Projekte des Wertewandels in der Schweiz inhaltlich und methodisch massgeblich profitierten. Ich selbst konnte zudem als Gastforscherin an der University of Chicago auf diesem Gebiet viel dazu lernen. Prof. Viggo G. Blücher brachte aus Deutschland ein frühes Sensorium für die Alterung der Gesellschaft mit und initiierte hier die ersten Altersforschungen. Und immer wieder konnte das institutseigene Lehrangebot durch Gastvorträge und Gastseminare impulsreich ergänzt werden. Besonders erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang Joseph Ben David, Edward Shils, Karl W. Deutsch, Louis Guttman und vor allem auch den vor drei Wochen verstorbenen Shmuel N. Eisenstadt. Meine eigene Arbeit am Institut wurde zudem speziell befruchtet durch Lehraufträge an verschiedenen Abteilungen der Universitäten Fribourg und Zürich sowie der ETHZ und darüber hinaus auch durch die Mitarbeit in Eidgenössischen Kommissionen ab den späteren siebziger Jahren.

Eine schwierige, aber auch spannende Zeit brach an, als Prof. Viggo G. Blücher 1985 emeritiert wurde und einige von uns aus dem sogenannten oberen Mittelbau im Interesse des Instituts sich verpflichtet sahen, dazu beizutragen, dass auch Prof. Walter Rüegg 1986 das Institut verlassen musste. Niemand hätte damals gedacht, dass es in der Folge ein vierjähriges Interregnum zu überstehen galt. Prof. Judith Janoska, unsere gute, leider vor drei Jahren verstorbene Kollegin, übernahm in der Folge die theoretische Soziologie, Farhad Ashar die Entwicklungssoziologie und ich selbst die empirische Soziologie. Viel Kraft erforderte die Aufrechterhaltung des ungeschmäleren Lehrbetriebs, für Forschung blieb kaum mehr Zeit. Doch konnten wir auf bewundernswert engagierte junge Mitarbeiter zählen, die mit uns alles daran setzten, das Institut in seinem vollen Umfang zu erhalten – trotz allerhand Begehrlichkeiten von Seiten anderer Institute an der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung. Prof. Richard Bäumlin war unser Mittler bei der Fakultät und liess uns darüber hinaus gewähren. Das Ganze erfolgte nicht immer ohne Konflikte und nicht immer war der nötige Respekt im Sinne von Richard Sennett im wünschbaren Ausmass vorhanden. Doch liess sich das Resultat schliesslich sehen. In dieser Zeit wurde das Institut evaluiert, und es war eine Zeitlang ungewiss, ob es an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät eine Zukunft haben würde. Ein Beschluss der philosophischen Fakultät, es zu übernehmen, lag jedoch bereits vor, und darum musste

niemand um die Zukunft der Soziologie in Bern bangen. Schliesslich wollten die Wirtschaftswissenschaften uns doch nicht ziehen lassen.

Endlich, im Herbst 1990, waren die beiden Lehrstühle wieder besetzt. Die beiden Lehrstuhlinhaber brachten dem Institut viele neue Impulse in Forschung und Lehre und erreichten vor allem die Einrichtung des Hauptstudiums in Soziologie, sie blieben sich allerdings vor allem wissenschaftlich recht fremd. Ich überlasse es anderen und vor allem ihnen selbst, die Institutsgeschichte zu ihrer Wirkungszeit zu würdigen. Aus nunmehr einiger Distanz denke ich, sie ergäbe ein exemplarisches Objekt für die Erforschung der nicht intendierten Folgen sozialen Handelns, des in modernen Gesellschaften wohl je länger je wichtigeren soziologischen Konzepts von Richard Merton, das 2011 75 Jahre alt wird.

Zum Neuaufbruch nach 50 Jahren wünsche ich dem Institut viel selbstkritische Offenheit, unablässige theoretische und empirische Neugier, die Vermeidung allen Philistertums und auch viel Mut zum Unbequemen. Ich glaube, die Anzeichen deuten auf Gutes.



Soziologie an der Universität Bern – die Unbequeme

von Klaus Baumgartner

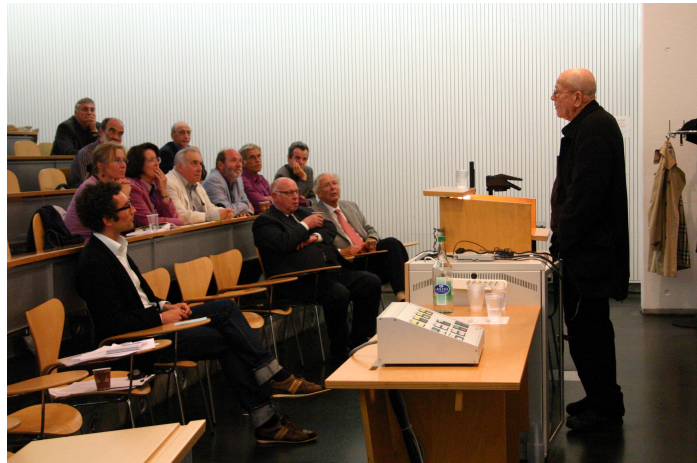


rückwärtsvorwärts

von Urs Jaeggi

Ich gehe nicht von Benjamins Angelus Novus aus. Obwohl. Ich rede nicht als Soziologe. Denke als Früher-einmal-Soziologe, gucke mit den Augen eines Suchenden, der weiss, auf welchem brüchigem Terrain wir uns alle bewegen.

Ein halbes Jahrhundert. Die Soziologie war in meinen Anfängen ein Geheimtyp, dann einen Frühling lang Leitwissenschaft, zu Unrecht. Die Impulse der späten



sechziger Jahre und frühen Siebziger kurzatmig. Nicht nur die neomarxistischen Theoremsätze: die revolutionären Impulse und Protestansätze gingen bis zu den draussen praktizierten Hausbesetzungen und Protestbewegungen unter. Die allmähliche Ästhetisierung des Faches korrespondierte in den grösseren Städten mit dem Ausstieg kleiner Gruppen in den Terror und in die anarchische Tuxnixhaltung. Man konnte sagen, Krise ist das, was nach Lösungen zu rufen scheint, während sie bereits die Lösung ist. Gewalt Chaos als pralles Hiersein und Wunden. Universitätsintern kam es eher unerwartet zur nahezu sang- und klanglosen Akzeptanz rigider Studienordnungen, mit verheerenden Auswirkungen fürs soziologische Denken.

Das Positive: die letzten Jahrzehnte haben dort, wo Inseln das Offene retten konnten, das Vokabular und die verschiedenartigen Ansätze multipliziert. Das sture anbinden der deutschsprachigen Soziologie ans angelsächsische Leitbild hat sich verringert. An seiner Stelle? Theorien, wissen wir, sind Möglichkeitsformen, im Guten eine Fundgrube um sich in strukturierter Form der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu nähern. Das unbestreitbare Chaos rund um uns ist aber nicht nur ein Verwirrungspotential, das man mit Systemtheoretischem, das Ordnung vortäuscht, eingrenzen kann. Darunter und darüber liegen die daraus gewonnenen empirischen Projekte. Wenn sie auf quantitativem Auszählen beruhen, beharrlich scheinbar Messbares als exakt Gemessenes auf den Tisch legen, gerät es leicht in Verödungen. Je länger je mehr versanden Forschungsinhalte in Auftragsarbeit mit engem Spielraum. Das mag näher an eine mögliche Praxis führen. Auftragslos,

eigenen Forschungsideen folgend, qualitativ gesammelte Erfahrungen sind freier, wichtiger. Fremderfahrung als fact brut präsentierte Daten haben etwas Evidentes, generieren Aha- und Oh-Erlebnisse. Greifen, wenn ein Konzept fehlt, oft genauso zu kurz.

Der Soziologe steht, so oder so, falls er die Augen offen hält, vor einem nicht oder höchstens punktweise bewältigbarem Material. Er muss die Schocks der Problemfülle und Problemverquickungen und die damit verbundene Brisanz suchen und aushalten. „Ausser im Delirium kann ich weder annehmen, dass das Denken sich selbst begründet, noch dass es sich selbst transparent ist (Castoriadis).“ Der Weg zum Konkreten, setzt Niklas Luhmann voraus, erfordere den Umweg über die Abstraktion. Ich setze dagegen: zuerst das Konkrete, wirkliches Handeln, wirkliche Materialien, dann die Erklärungen, das theoretische Wissen, das sich heute mit erhöhter Geschwindigkeit immer wieder ändert.

Wir gehen dabei normalerweise auch von uns aus, von Problemen, die wir kennen, die uns selbst bedrängen, treffen, betäuben, verunsichern. Das Selbstbezogene ist legitim. Wenn ich handle, nehme ich wahr. Wenn ich gehe oder stehe, verorte ich mich. Neu, wenn auch eigentlich alt: die eigene Gesellschaft als fremde sehen. Sie ist es. Und ebenso wichtig: nicht nur abstrakt Gesiebtes auf interne Stimmigkeit prüfen: es von Fall zu Fall ideologiekritisch prüfen: warum fragen wir, wem helfen die Befunde. Wer wird privilegiert, wer ausgeschlossen, ausgestossen, getötet? Die so genannte Entwicklungsländersoziologie, wie sie am soziologischen Institut in der ersten Phase gefordert wurde, hat vom Ansatz her die ökonomische und die politische Seite ernst genommen, unter dem damals vorherrschenden Entwicklungskonzept, das schon im Wort erkennbar zu sehr an der Industriegesellschaft, die sich selbst in der Krise befand, orientierte. Der Ansatz, Fernes und Fremdes ernst zu nehmen, war trotzdem wichtig. In einer späteren Fase, europaweit, nach der kurzen Blüte der marxistischen Theorieentwürfe, eine neue Wende: Wo früher Gesellschaft war...ist nun Kultur (Berking). Natürlich nicht Hochkultur. Es ging um Gruppenidentitäten, um deren Symbole, um Lebensstile. Es bedeutete auch Politisierung des Alltags, es ging um Distinktion, um Differenzierung, das ästhetisch so Gesehene als wichtiges Moment sozialer Konflikte und Spannungen. Es war das umgekehrte von dem, was für Adorno Aufgabe der Kulturschaffenden war: Chaos in die Ordnung zu bringen. Gesucht wurde Ordnendes. Soziologiekonkruent, aber schon wieder im Umbruch. Der Lebensstil „lebt“ in der Post-postmoderne zwar weiter in den je konkreten Lebenswelten. Gruppen und einzelne wollen wissen, was die eignen Lebensentwürfe stört, und oft genug zerstört. Die civil society als hehres Ziel. Eben Chaosüberwindung, Gleichberechtigungsversuche.

Im chaotischen Säurebad der Globalisierung wird das Zusammendenken von Soziologie als Ökonomie und Ökonomie als Soziologie dagegen wieder brennend aktuell. Faktisch besetzen Kapitalregulation und überregionale soziale Regulationen den Vordergrund. Die Ursachen der gegenwärtigen Krise, und schon lange vorher: die Folgen der Umschichtung von Ressourcen, Macht und Deutungsmustern in den alten Industriestaaten, den Staaten mit emerging power (China, Indien, Brasilien u.a.) und den extrem armen Ländern sind offensichtlich. Hier einzugreifen, zu helfen überfordert unser gegenwärtig verfügbares Instrumentarium, auch weil wir die Probleme zu sehr politischen und politologischen Spekulationen und Lobbyisten überlassen. An ein System, das sich

mit selbstregulierenden Marktmechanismen steuert, glaubt zwar kaum noch jemand. Es fehlt zum Teil weniger an Institutionen, als an Forschern, die von der Industrie und der Politik unabhängig sind. Klar wichtiger als Lebensstile, wenn auch nicht als Ausgrenzungen, sind dabei die Folgen der Kapitalströme, der Spekulation, der Korruption, der Monopole, bis hin zu den noch immer unterschätzten Maffiakartellen mit Milliardenumsätzen, die korruptionsgefüttert intensiv mit Wissenskompetenz agieren. Mit dabei die Börsen- und Bankenspekulationen, die Liegenschaften virtualisieren, verteuern, spekulativ Grundnahrungsmittelpreise hochtreiben, unkontrolliert, genauso wie der Handel mit Produkten, die unter schaurigen Arbeitsbedingungen in Billigländern in Produktion gehen. Alles Beispiele von Konfliktherden, die nur interdisziplinär, mit vermischten Fachgrenzen, verstehbar sind. Wirklich vermischt, mit gegenseitiger Akzeptanz. Und die Problemfelder nicht eurozentrisch verengt. Wir wissen um Armut, um Behebung unnötiger Krankheiten und Hungersnöte, sind aber, wenn gesicherte Profite ausbleiben, nur bedingt bereit, die Ursachen und Behebungslösungen radikal anzugehen. Wir lassen, weil schwer durchschaubar, weltweit Korruption nahezu ungeschoren, weil sie längst im gesellschaftlichen System integriert ist.

Soziologische Phantasie, überhaupt Phantasie, hohe Sensibilität für Fremdes um uns herum und weltweit. Wir werden sie brauchen. Nicht nur Daten liefern und darüber reflektieren. Das Umsetzen in die Projekte einbinden. Wir würden viele offen denkende Fachkräfte nötig haben, nötiger als gesellschaftlich teure Prestigeprojekte, die uns in die touristisch attraktive Musealisierung führen. Wir werden nicht nur viel mehr höhere Schulen brauchen. Wir werden besser und sozial breitere Bildungszentren brauchen, die notwendiges Denken fördern, und wir brauchen keine Bildungsgefängnisse, die Lehrinhalte in Richtung Fahrscheinausweise mit häufigen und immer mechanischer beantwortbaren Fragen reduzieren. Wir fragten zulange, was Familien und Gesellschaften zusammenhält, als unsere Annahmen längst in der Wirklichkeit karikiert wurden. Dasselbe in politischen und in Wirtschaftssystemen, die als rational/demokratisch propagiert noch immer zu selbstverständlich im Autoritären stecken. Wir behandeln die Bildung schändlich. Wir lassen Bildungsfähige, und das sind alle, kleinlich fördern, obwohl wir die Folgen kennen. Wir lassen industrielle Atomfabriken überlang existieren. Wir wissen wie gedemütigt arme Fremde und arme Landsleute vegetieren. Wir nehmen massenhafte Schwarzarbeit, rechtlich geächtet, als nützlich, das unterlaufen oder fehlen von Mindestlöhnen gilt als Produktionsanreiz. Auch Milliardenverluste, die jüngste Krise hat es gezeigt, schockieren die scheinbar nicht- oder unerheblich Getroffenen nur kurzfristig.

Eine irre Welt.

Und was wollen wir feiern? Den Mut, Institutionen und Verhältnisse so radikal wie nötig durchleuchtet und verändert zu haben?

Schärferes Hinsehen und Denkpotehtial wird die akute Unsicherheit nicht löschen, vorübergehend eher steigern. Noch mehr Anstrengungen verlangen. Vor der Tatsache, dass wir in einer Welt leben, in der Millionen ums Überleben kämpfen, und Millionen diesen Kampf verlieren, gibt es kein Ausweichen. Das riecht nach Moral. Wir wissen: es ist Realität. Wir dürfen uns nicht nachäffen, und glauben, wir hätten Ansätze zu Lö-

sungen, befänden uns auf dem guten Weg. Europa und die angelsächsische Welt haben fast immer vom Menschen geredet, seiner Würde, seiner Freiheit und gleichzeitig bei sich und anderswo massiv Elend und Katastrophen heraufbeschworen und als unabwendbar oder selbstverschuldet ab- und weggetan.

Wieviel weiter sind wir?



Berner Soziologie – Einladung zum Nachdenken

von Farhad Afshar



Erinnerungen eines Abtrünnigen

von Hanspeter Kriesi

Ich fühle mich sehr geehrt, dass ich zu Ihrem Festanlass eingeladen worden bin. Die Einladung zu diesem Anlass hat mich aber nicht nur geehrt, sondern auch ein wenig verwundet. Denn ich habe zwar in Bern Soziologie studiert, aber für mich gab es nach meinem Studium keinen Platz mehr am Berner Institut, und es hat mich damals auch nichts in Bern gehalten. Ich bin in doppeltem Sinne ein Renegat: ein Abtrünniger der Berner Soziologie,



und ein Abtrünniger der Soziologie überhaupt. Meine akademische Karriere hat mich zur politischen Wissenschaft geführt, der ich mich heute verbunden fühle und ich spreche heute zu Ihnen als Zürcher Politologe. Damit will ich allerdings meine soziologischen Wurzeln am Berner Institut in keiner Weise verleugnen. Diese Wurzeln sind für mich bedeutungsvoll, und ich möchte mich denn auch mit meinem heutigen Beitrag zum Jubiläum des Berner Instituts anhand meines eigenen Werdegangs mit der Frage der Entwicklung der Sozialwissenschaften in einem kleinen Land wie der Schweiz im allgemeinen, und der Soziologie im besonderen beschäftigen.

Ich habe mein Studium der Soziologie im Herbst 1968 in Bern begonnen. 1968 – ein symbolisches Jahr. Ich war Teil einer rebellischen Studentengeneration, welche zur Durchsetzung ihrer Forderungen nach einem besseren Studium nicht davor zurückgeschreckt ist, das Berner Institut für Soziologie zu besetzen. Wir hatten damals allerdings wenig Erfolg. Zwar trat der ungeliebte damalige Direktor in den vorzeitigen Ruhestand, er wurde aber nicht gleich ersetzt, und das Institut geriet in eine Art Koma, dem ich mich mit meinem Studienabschluss so schnell wie möglich entzogen habe.

Das damalige Studium der Soziologie in Bern bestand hauptsächlich aus Ökonomie (VWL und BWL), da die Soziologie der damaligen RWW nicht wirklich geheuer war. Am Schluss des Studiums wurde man damals zum lic.rer.pol (III), d.h. man sah einem Berner Soziologen nicht unbedingt an, dass er Soziologe studiert hatte. Innerhalb des vorgegebenen Rahmens gestaltete sich mein Studium sehr eklektisch – mit Glanzlich-

tern in der Volkswirtschaft (bei Hermann Bieri und Paul Stocker), im Staatsrecht (bei Richard Bäumlin), in der Sozialpsychologie (bei Mario von Cranach), in der Sozialgeschichte (bei Erich Gruner), und, last but not least, in der Soziologie (bei Frau Janoska in Wissenschaftsphilosophie, und Farhad Afshar/Jean Ziegler, bei denen wir u.a. Georg Lukacs: Geschichte und Klassenbewusstsein gelesen haben). Das Hauptproblem des damaligen Soziologiestudiums in Bern war, aus meiner damaligen Sicht, dass wir fundamentale Fragen der sozialwissenschaftlichen Forschung wälzten (etwa anhand des berühmten Positivismusstreits in der deutschen Soziologie), ohne die geringste Ahnung davon zu haben, wie Forschung tatsächlich funktionierte.

Nach meinem Studium in Bern war ich fest entschlossen, ein empirischer Sozialforscher zu werden. Als Vertreter der 68er Generation trieben mich zentrale gesellschaftliche Fragen um, die ich mit dem Instrumentarium der empirische Sozialforschung untersuchen wollte. In meinem ersten Job an der Vorbereitungsstufe der Bildungshochschule Aargau erhielt ich die Gelegenheit, die ersten Schritte in diese Richtung zu tun. Die nächsten Stationen meines akademischen Werdeganges waren die University of Chicago, wo ich im PhD-Programm für Soziologie vor allem vertiefte Kenntnisse in Statistik und Methoden, aber auch in soziologischer Theorie erwarb; und das Soziologische Institut in Zürich, wo ich meine Dissertation abschloss und die Habil schrieb. In der Dissertation beschäftigte ich mich noch mit Bildungssoziologie, die Habil zur politischen Elite in der Schweiz schrieb ich dann aber in der politischen Soziologie, meiner eigentlichen Passion. In meiner nächsten Stelle in einem Projekt im Rahmen des nationalen Forschungsprogramms Nr. 6 wurde ich zum Spezialisten sozialer Bewegungen, was mir schliesslich auf unerwartete Weise die Chance für eine Professur für politisches Verhalten in Amsterdam eröffnete. Auf dem Umweg über die Bewegungsforschung wurde ich so zum politischen Wissenschaftler. Als Professor für *collectief politiek gedrag* war ich zwar zunächst noch ein Aussenseiter in diesem Fach, aber nach vier Jahren in Amsterdam wurde ich als Professor für vergleichende Politik und Schweizer Politik in Genf Teil des mainstreams der Politikwissenschaft, ohne je eine Lehrveranstaltung in diesem Fach gefolgt zu haben.

Ich skizziere Ihnen diese Stationen meiner akademischen Karriere, weil sie wahrscheinlich nicht untypisch sind für die Situation der Soziologen in einem kleinen Land ohne etablierte disziplinäre Tradition und ohne einen eigentlichen akademischen Arbeitsmarkt in den Sozialwissenschaften. Für meine Karriere spielten Zufälle, persönliche Begegnungen, nationale Forschungsprogramme, und internationale Mobilität eine entscheidende Rolle. Als junger Sozialforscher in einem Land ohne etablierte sozialwissenschaftliche Tradition sah ich mich nicht nur mehr als einmal dazu veranlasst, mein Forschungsgebiet zu wechseln, sondern ich wechselte sogar die Disziplin, das Land, und mehr als einmal die Sprache, in der ich lehrte und forschte.

Das hatte gewichtige Nachteile, aber es hatte auch einige nicht unbedeutende Vorteile. Ein Vorteil war, dass man als junger Forscher in einem sozialwissenschaftlichen Niemandsland schlagartig zum Spezialisten werden konnte. Als ich die Schweizer politische Elite im Rahmen meiner Habil untersuchte, war ich praktisch der erste, der das jemals versucht hatte. Man fühlte sich als Pionier, der Neuland betrat. Der Nachteil war, dass man sich alles selbst erwerben musste. So gab es zum Beispiel praktisch keine einschlägigen Daten, die mussten erst einmal gesammelt werden. Nachteilig war auch,

dass es nicht möglich war, die erworbene Spezialisierung in einem bestimmten Bereich langfristig zu vertiefen. Man war gezwungen, sich immer wieder in neue Gebiete einzuarbeiten. Das war arbeitsintensiv und zeitaufwendig, aber man blieb offen für neue Konzepte, Ideen und Methoden und man erwarb sich ein sehr breites Wissen. Als Sozialforscher aus einem kleinen Land blieb ich in meiner Orientierung viel breiter als die meisten angelsächsischen Kollegen, die sich in einem Masse spezialisieren konnten, von dem ich nur träumen konnte.

Inzwischen haben sich die Sozialwissenschaften auch in der Schweiz bis zu einem gewissen Grade etabliert. Es gibt anerkannte sozialwissenschaftliche Abschlüsse, es gibt mehr akademische Stellen, eine stärkere Spezialisierung, weit mehr Kenntnisse und Daten. Die Schweiz ist nicht mehr die soziologische Black box, von der Peter Heintz früher gesprochen hat. Auch in einem kleinen Land wie der Schweiz haben sich die Sozialwissenschaften professionalisiert und sind nicht mehr die parias der Akademie. Damit hat sich auch der Zustand der Soziologen in der Schweiz verändert. Als junger Soziologe las ich in den siebziger Jahren einen kleinen Suhrkamp Band aus der Hand eines holländischen Kollegen – Johan Goudsblom – über den Zustand der damaligen Soziologie. Goudsblom war der Ansicht, das von den Soziologen produzierte Wissen sollte präzise sein in seinen faktischen Bezügen, systematisch in seiner Art der Klassifikation und Erklärung, von grosser Reichweite und gesellschaftlicher Relevanz. Präzision, Systematik, Reichweite und Relevanz waren für ihn die vier Ziele, an denen sich soziologische Forschung orientieren sollte. Nach seiner Einschätzung erhielten mit der Entwicklung der Soziologie Präzision und Systematik immer mehr den Vorrang – auf Kosten von Relevanz und Reichweite. Mit der Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen, so könnte man seine Einsicht etwas anders formulieren, rückten die Rätsel der ‚Normalwissenschaft‘ immer mehr in den Vordergrund, auf Kosten der grossen Theorien. Heute ziehen die jungen Sozialwissenschaftler auch in der Schweiz nur allzu oft aus, um sogenannte Forschungslücken zu schliessen, die sie entdeckt zu haben meinen. Mit der Entwicklung unserer Disziplinen haben die Pioniere den Normalwissenschaftlern Platz gemacht. Wenn dies einerseits ein Zeichen des Fortschritts unserer Fächer ist, so ist es andererseits aber auch ein Zeichen eines drohenden Relevanzverlusts. Die sozialwissenschaftlichen Fächer (und dazu rechne ich insbesondere auch die Ökonomie) haben die Tendenz, sich vermehrt mit den selbstproduzierten Rätseln zu beschäftigen, die mit den tatsächlichen Problemen der Gesellschaft oft herzlich wenig zu tun haben.

Goudsblom hielt damals allerdings die Relevanz bei seiner Bilanz der Situation der Soziologie der siebziger Jahre nicht für das grösste Problem. Die 68er Generation hatte seiner Ansicht nach für eine Wiederbelebung des Ziels der Relevanz gesorgt (die inzwischen meiner Ansicht nach den Forschern nur allzu oft abhanden gekommen ist). Für ihn stellte die Reichweite die schwierigste Aufgabe dar. Er vermisste eine allgemein akzeptierte Gesamtperspektive, in welche die überwältigende Vielzahl verfügbarer Daten integriert werden konnte, und welche es erlaubt hätte, die vorherrschenden partiellen Sichtweisen zu überwinden. Ich denke, dass heute, 35 Jahre später, seine diesbezügliche Einschätzung in keiner Weise überholt ist, sondern, wenn schon, an Bedeutung noch zusätzlich gewonnen hat. Die Sozialwissenschaften haben eine grosse Zahl von partiellen Theorien entwickelt, sie haben in methodischer Hinsicht enorme Fortschritte gemacht,

die Datenmengen, die zur Verfügung stehen, haben ungeahnte Ausmasse angenommen. Gleichzeitig hat sich aber das Feld weiter zersplittert. Was heute Not tut ist die Überwindung der Teildisziplinen, der Fächergrenzen, was Not tut ist die Hinwendung zu einer allgemeineren sozialwissenschaftlichen Orientierung. Was fehlt ist eine Synthese.

Dies bringt mich nun zurück zu meinem Soziologiestudium in Bern. Mein Studium war ein generalistisches Studium und rückblickend denke ich, dass es gar nicht so schlecht war. Ich denke allerdings, dass das heutige, breit ausgerichtete sozialwissenschaftliche BA-Studium in Bern eine wesentliche Verbesserung darstellt, das auf exemplarische Weise versucht, eine allgemeine sozialwissenschaftliche Grundlage zu legen. In Zürich haben wir das leider nicht geschafft – wegen dem Widerstand der dortigen Soziologieprofessoren. Ich habe gehört, dass die Studierenden der Soziologie hier in Bern damit nicht glücklich sind. Aber sie sollten über mein Beispiel und über Goudsbloms Einsicht nachdenken. Zwar sind die Fächer spezialisierter geworden, und in der Tat wird das Studium nach dem BA-Studium ja auch zunehmend spezialisierter und disziplinenorientierter. Aber die Berufswelt ist im Fluss und es gibt einen grossen Bedarf an orientierenden Synthesen. Dementsprechend entwickeln sich auch Gegentendenzen in der universitären Ausbildung, nicht nur in den Anfängen des Studiums, wo die Grundlagen gelegt werden: so sind wir in methodischer Hinsicht längst zusammengewachsen, und so gibt es heute im PhD-Studium eine Tendenz zu themenzentrierten, fächerübergreifenden, interdisziplinären Studiengängen, wie etwa in der Doktorandenschule unseres nationalen Forschungsschwerpunkts zu den Herausforderungen der Demokratie. Meine hier nur unzulänglich skizzierten Überlegungen laufen darauf hinaus, dass wir heute die Reichweite unserer Ausbildung und Forschung und ihre gesellschaftliche Relevanz erhöhen sollten, ohne jedoch unsere inzwischen erworbene methodische Stringenz und theoretische Systematik aufzugeben.



Soziologie in Bern – Ein Blick von aussen

von Markus Zürcher



Sehr geehrter Herr Dekan, geschätzte Festgemeinde

Wir feiern 50 Jahre Soziologie in Bern, was im Rückblick wie im Ausblick, aus der Perspektive des Absolventen wie des Aussenstehenden sogleich in einer Verlegenheit mündet: Alles von Relevanz, was für die Soziologie gesagt werden kann, gilt für die Sozialwissenschaften insgesamt.

Nicht den Sozialwissenschaften rechne ich im Folgenden die Ökonomie zu: Selbstverständlich ist diese Teil der Sozialwissenschaften und es ist der soziologischen Mission eingeschrieben, die Ökonomie in das Soziale einzubetten.

Von der Einlösung dieser Mission sind wir jedoch heute weit entfernt, obwohl die Finanzkrise ein einmaliges Opportunitätsfenster geöffnet hat, um den rational fool in seinen institutionellen und kulturellen Kontext zu stellen. Wenn selbst die Leiterin des Instituts der deutschen Wirtschaft jüngst öffentlich klarstellte, dass allein von einer Ökonomie, die im Bezug zur Philosophie, Soziologie und Psychologie steht, wieder sinnvolle Aussagen zu erwarten sind, so soll die Hoffnung dennoch zuletzt sterben.

Was nun die Soziologie, Politologie, die Ethnologie, die Kommunikationswissenschaften, die Bildungswissenschaften – nicht die Pädagogik im engeren Sinne – sowie die Sozialpsychologie verbindet, ist die mehr oder weniger gleich verlaufene und ausgeprägte Stärkung ihrer Position in den schweizerischen Universitäten über die letzten dreissig Jahre, ihr Erfolg in der Praxis sowie ihre mangelnde oder schlechte Abgrenzung. Schlecht abgegrenzt, sind die genannten Fraktionen der Sozialwissenschaften, weil sie

in unterschiedlichem Umfang vergleichbare Methoden einsetzen, dieselben erkenntnistheoretischen Positionen kennen und es keiner der sozialwissenschaftlichen Disziplinen geglückt ist, ein bedeutsames Thema – Arbeitsmarkt, Bildung, Migration, Gesundheit, Sozialpolitik – für sich zu monopolisieren. Ihren Absolventen, von deren Zuwachs sie etwa gleichmässig profitiert haben, vermitteln sie denn auch ein ähnliches Training und Profil:

Vermittelt werden die beiden Grundfähigkeiten, zu deren Vertiefung die Universitäten im Mittelalter gegründet wurden und welche Economiesuisse kürzlich als die beiden wesentlich Kompetenzen identifizierte: Der Umgang mit Zahl und Wort. Dies schliesst Vertrautheit mit systematischem und genetischem Denken, Kalkulation und Interpretation, deduktivem und beobachtendem Raisonieren ein. Mit ihrer inhaltlich-thematischen Breite sowie der Anschlussfähigkeit einer im Schnittbereich von Natur- und Geisteswissenschaften liegenden Disziplinengruppe an eine Vielzahl von Praxisfeldern vermitteln die Sozialwissenschaften bis heute ein für die Berufspraxis äusserst interessantes und nachgefragtes Profil.

Wegen der Pluralität der Themen und Methoden, der fehlenden Abgrenzung bzw. positiv gewendet der Offenheit gegenüber zahlreichen Wissensbeständen, Techniken und Praktiken, die den handelnden Menschen zum Gegenstand haben, sind Sozialwissenschaftler als Spezialisten wie Generalisten breit einsetzbar und entsprechend nachgefragt. Diese Nachfrage der Praxis nach sozialwissenschaftlicher Kompetenz wurde durch bekannte Faktoren angetrieben:

- Die Durchsetzung der Demoskopie und des Marketings in allen Lebensbereichen;
- Der Bedarf, insbesondere der Verwaltung und Politik nach sozialwissenschaftlichen Daten für die Planung, Steuerung, Konzeption und Umsetzung von Massnahmen wie deren Begründung;
- Den Siegeszug der Evaluations- und Wirksamkeitsforschung sowie der Folgeabschätzung in den letzten zwanzig Jahren
- und einem wachsenden Anteil von Beschäftigten, die ‚people processing‘ sind d.h. in irgendeiner Form Menschen führen, betreuen, animieren, coachen, bilden oder versorgen; obwohl damals die Nebenfachsoziologie in Bern in Verbindung mit der Betriebswirtschaft angeboten wurde, erkannte ich erst über den Umweg eines Nachdiplomstudiums am IDHEAP in Lausanne, dass die wesentlichen und interessanten Aspekte des Managements angewandte Soziologie oder Sozialpsychologie sind, also alles ausser dem Rechnungswesen.

Die Zahl der Studierenden ist stetig gestiegen, die Absolventen haben nicht bloss Beschäftigung gefunden, sondern einflussreiche Positionen besetzt: In England hat die Soziologie mit Tony Blair einen Premierminister hervorgebracht, in Bern einen Stadtpräsidenten, Amtsdirektoren und führende Mitarbeitende von einflussreichen Verbänden, sogar Generalsekretäre, in Zürich den Gründungsdirektor des ersten Think Tank der Schweiz – dass nun die Leitung an einen hart gekochten Ökonomiker geht, dessen hermetische

Abschliessung in seinem Paradigma selbst auf dem Höhepunkt des Finanzdebakels allenfalls Haarrisse erkennen liess, trübt die Erfolgsbilanz nicht: Eine steigende Zahl von AbsolventInnen der Sozialwissenschaften haben den Marsch durch die Institutionen erfolgreich absolviert, möglicherweise nicht immer im Sinne ihrer Ziehväter und der wenigen Ziehmütter, welche ab den späten sechziger Jahre den Sozialwissenschaften an den schweizerischen Universitäten in kritischer Absicht zum Durchbruch verholfen haben.

Die Pluralität der Methoden und erkenntnistheoretischen Positionen, das fehlende Monopol auf einen Gegenstandsbereich, die mangelnde Abgrenzung der einzelnen Disziplinen hat, davon bin ich überzeugt, den Erfolg der Sozialwissenschaften in der Praxis sehr befördert, wenn nicht sogar ermöglicht. Dies kann in dieser Form nicht für die Sozialwissenschaften in den Universitäten behauptet werden. Die Bilanz fällt im universitären Bereich deutlich durchzogener aus. Die Ausdifferenzierung der verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen ist selbstverständlich auch Folge und Ausdruck der Professionalisierung, einer vertieften Auseinandersetzung mit den verschiedenen Aspekten, Subsystemen, Praxis- oder Handlungsfeldern der sozialen Welt. Sie wurde jedoch, gerade in Bern, von heftigen, disziplinären Abgrenzungskämpfen begleitet. Über das Ganze betrachtet würde ich behaupten, dass Abgrenzungskämpfe oder gegenseitige kognitive Nichtwahrnehmung und Ignoranz die Regel und nicht die Ausnahme sind. Die Selbstreferentialität der akademischen Produktion wie dessen Belohnungssystem fördert diese Tendenz. Auffallend ist, dass in der Regel nicht inhaltliche Divergenzen diese akademischen Positionierungs- und Statuskämpfe zwischen und innerhalb der sozialwissenschaftlichen Disziplinen befeuern, sondern unterschiedliche erkenntnistheoretische Positionen und methodische Ansätze. Mit Verlaub, die Sozialwissenschaften pflegen keinen gelassenen Umgang mit der wohl ihrem Gegenstand angemessenen Pluralität der Erkenntniswege und -formen, schon gar nicht einen integrativen. So fällt auf, dass die meisten Sozialwissenschaftler zwar unterschiedliche Themen untersuchen jedoch stets mit denselben Methoden. Kurz es mangelt nicht an Schismen innerhalb und zwischen den Disziplinen, an Schulen, die sich scholastische Auseinandersetzungen liefern und für diesen Einsatz in Form von Publikationen und Konferenzauftritten durch das akademische Reputationssystem belohnt werden. Die durch die Forderung nach internationaler Exzellenz sowie gewandelter Kommunikations- und Mobilitätsmöglichkeiten beförderte und getriebene Vernetzung der weltweit verstreuten Anhänger der verschiedenen Kirchen in globalen und zugleich, insularen Diskursgemeinschaften mündet primär in eine erhöhten CO-2-Ausstoss.

Niemand bestreitet die Notwendigkeit einer eingehenden Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretischen Fragen, selbst redend einer profunden methodischen Schulung, indes nicht in einer Methode, sondern in allen Methoden. Für die Schulung und das Training unerlässlich, geben die Fragen der ‚*philosophia perennis*‘ im akademischen Betrieb indes Anlass, fleissig die Doxa der eigenen Lehre zu verfeinern, diese gegen Kritik zu immunisieren, Forschung und Lehre in den Dienst der Kanonisierung zu stellen, den eigenen Wissensturm in der akademischen Gemeinschaft hochzuziehen. Nun, dies führt zum bekannten Bild Jaspers von Professoren, die den heiligen Affen auf dem Hügel von Bénares gleich auf hohen Palmen sitzen, kreischen und jeden mit Kokosnüssen bewerfen, der auf ihre Palme klettern will. Selbstverständlich ist Spezialisierung notwendig

und deshalb kann auch nicht auf disziplinäre und subdisziplinäre Tiefbohrungen verzichtet werden. Je tiefer man jedoch im Bohrloch steht, desto enger wird bekanntlich der Horizont, weshalb man gerade die Tiefbohrungen den Seismographen gleich koordiniert ansetzen sollte; wie manches isoliertes Bohrloch mündet in einer Fussnote! Ebenso bin ich mir darüber im Klaren, dass Wissenschaft vom Widerspruch und Einspruch lebt; dennoch sollte sie nicht bei der Antithese stehen bleiben. Unbenommen soll es der Wissenschaft auch sein, Antworten auf Fragen zu geben, die niemand gestellt hat. Die akademische Freiheit, zu untersuchen, was beliebt, ist unbestritten, aber nicht ausreichend. Sie entbindet einen Wissenschaftsbereich nicht davon, die Fragen der Zeit zu beantworten, den Erwartungen und der Nachfrage zu genügen; davon hängt die Stärke, Anerkennung und Legitimität eines Wissenschaftsbereichs wesentlich ab. Dies führt mich zu meinen nächsten und letzten Punkt, dem Ausblick.

Nicht am Horizont, sondern hier und jetzt in den von den nationalen und internationalen Forschungsförderungsorganisationen publizierten Strategiepapieren zeichnet sich eine erweiterte und insbesondere, gewandelte Nachfrage nach sozialwissenschaftlicher Kompetenz ab.

Erweitert wird der Kreis der Nachfrager um die Ingenieur- sowie Umweltwissenschaften, die täglich erfahren, wie Rebound-Effekte technisch ermöglichte Senkungen des Ressourcen- und Energieverbrauchs überkompensieren. Auch die Erwartungen und Ansprüche der medizinischen Wissenschaften an die Sozialwissenschaften steigen: Zunehmender Druck auf allen Stufen löst die fortschreitende Medikalisierung gesellschaftlicher Leiden jeglicher Art und deren Überantwortung an das Gesundheitssystem aus. Herausgefordert durch die unkontrollierte Kostenentwicklung sowie damit verbundener Dauerkritik will die Medizin im Wissen um die soziale Bestimmtheit von Gesundheit, Krankheit und Tod die Gesellschaft und mit ihr die Sozialwissenschaften wieder in die Verantwortung nehmen. Im Schnittbereich zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften bringen die Sozialwissenschaften beste Voraussetzungen mit, um diese erweiterte Nachfrage abzudecken.

Besonders folgenreich ist die mit der Durchsetzung der Wissens- und Informationsgesellschaft einhergehende Veränderung der Wissensproduktion und der Nachfrage: Wissen entsteht zunehmend im Kontext seiner Anwendung, die Grenzen zwischen Grundlagenforschung und angewandter Forschung, in letzter Instanz die Grenze zwischen Wissenschaft und Praxis lösen sich auf. So führt der Schweizerische Nationalfonds in der aktuellen Mehrjahresplanung eine neue Kategorie ein, die anwendungsorientierte Grundlagenforschung, die ‚use inspired research‘, welche die bisherige Unterscheidung zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung ersetzt. Wissen im Kontext bedeutet, dass kulturelle, soziale, politische, rechtliche und ethische Aspekte stets mitbedacht werden müssen. Unabhängig vom Feld, in welchem gerade geforscht wird, verlangt dies nach einer Aufklärung der sozialen Dimension. Es versteht sich, dass die Nachfrage bei diesem Unterfangen nicht zwischen soziologischen, psychologischem, politologischen, ethnologischen, medienwissenschaftlichen oder verwaltungswissenschaftlichen Aspekten, Fragen und Wissensbeständen unterscheidet. Man wünscht sich Antworten aus einer Hand, synthetische Betrachtungen wie sie von den Life Sciences, den Neuro- und Kognitionswissenschaften, den Converging Technologies oder den Nano-Wissenschaften zumindest ver-

sprochen werden.

Mit der anwendungsorientierten Grundlagenforschung will man weltweit dem wachsenden Anspruch von Gesellschaft und Politik auf verwertbare, wissenschaftliche Ergebnisse genügen. Nachgefragt wird Ziel- und Transformationswissen, Wissen also, welches Ziele ausweist und die zur deren Realisierung Massnahmen angibt. Von dieser Entwicklung kann die Universität, die zwar nicht mehr der einzige zentrale Ort der Wissensproduktion und –reproduktion ist, profitieren, wenn sie sich auf ihren ursprünglichen Auftrag besinnt, das Einzelne in Bezug auf das Ganze darzulegen und zu vermitteln, eine Gesamtschau zu geben. Dazu ist es weder notwendig noch möglich, dass alle Wissensbereiche an einer Universität vertreten sind. Notwendig ist bloss, dass die Universitätsangehörigen miteinander im Gespräch und im Bezug sind.

Prädestiniert, die neue Nachfrage nach Zielwissen, Steuerungswissen und Synthese zu bedienen, sind zweifellos die Sozialwissenschaften, die bezeichnenderweise in den einschlägigen Papieren nicht als ‚social sciences‘ im Plural, sondern als ‚social science‘ in der Einzahl angesprochen werden. Aus einer Vielzahl von disziplinären Bezügen hervorgegangen, aufs engste mit der gesellschaftlichen Praxis verbunden und mit ihrem historisch eingeschriebenen Anspruch auf Wissenssynthese wie gesellschaftliche Steuerung, bringt insbesondere die Soziologie beste Voraussetzungen mit. Als Wissenschaft von der Moral sollte sie auch in der Lage sein, die Diskussion über Werte und Ziele zu führen. Sollten die Sozialwissenschaften all das nicht leisten wollen oder können, so steht ein alternatives Angebot seit geraumer Zeit im Raum: Es wird unter dem Label ‚Ethik‘ gehandelt und hat das Potenzial, all das aufzusaugen und implodieren zu lassen, womit sich die Sozialwissenschaften seit ihrer Entstehung befassen. Perfekt entspricht die Ethik denn auch dem Wunsch nach eindeutigen Antworten aus einer Hand. Unter diesem Szenario würde der Berner Volkswirtschaftsprofessor August Oncken späte Satisfaktion erhalten, welcher sich am Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Argument gegen die Einführung der Soziologie gewehrt hatte, dass das Gesellschaftliche durch die Ökonomie, das Recht und die Ethik hinreichend abgedeckt werde.

So wünsche ich mir denn, dass der Berner Soziologie der anspruchsvolle Spagat zwischen disziplinärer Reproduktion und interdisziplinärer Zusammenarbeit gelingt, die Soziologie in Bern einen entspannten und kreativen Umgang mit der dem Gegenstand eingeschriebenen Pluralität der Methoden pflegt, ihre Vertreter im akademischen Reputationswettbewerb nicht den praktischen Bezug einbüßen, sondern in Lehre und Forschung eine angemessene Balance zwischen akademischer Gelehr- und Betriebsamkeit und gegen aussen erwiesener Problemlösungsfähigkeit finden – Keine einfache Aufgabe, doch es lässt sich machen und die Makrogrössen, die mit der Wissens- und Bildungsgesellschaft einhergehenden Transformationen schaffen gute Voraussetzungen und halten viele Optionen offen.



Was nützt ein Soziologe?

von Jean Ziegler



Much Ado About Sociology

von Markus Flück, Joel Glatz, Simon Wüthrich, Markus Unternährer



(a) Erwachendes Interesse an der sozialen Frage



(b) Lange schwankte das Studiefach zwischen einer hermeneutischen und nationalökonomischen Ausrichtung hin und her



(c) Ansturm an Studierenden



(d) Es habe gutes Einvernehmen geherrscht



(e) Nach Behrendts Weggang schlitterte das Berner Soziologieinstitut in eine existentielle Krise



(f) Die anstehende Neubesetzung des Instituts polarisierte



(g) Soziologische Extremisten besetzten das Institut



(h) Streit um die Beförderung Jean Zieglers



(i) Im selben Jahr erfolgte eine Übernahme durch die Wirtschaftler



(j) Die Soziologie lag in den letzten Zügen



(k) Enthusiastischer Einzug in die ehemalige Schokoladenfabrik



(l) Der inhärente Dualismus der Wissenschaft tritt zutage



(m) Studierende erneut am protestieren



(n) Zweifellos geht das Institut erneut auf glorreiche Zeiten zu

Soziologie in Bern. Erinnerungen und Reflexionen zur Geschichte des Instituts

von Andreas Diekmann



In Vorlesungen hatten wir, insbesondere auch unser damaliger Gast Ulrich Oevermann, über Inhaltsanalyse und soziologische Deutung von Graffiti gesprochen. Diese häuften sich nämlich an Berner Hauswänden. Das kam einigen Akteurinnen aus der Szene zu Ohren, die in Bern durch pffiffige Wandsprüche auffielen. Kurz darauf war an der Uni-Tobler in grosser, farbig gesprayter Schrift zu lesen: „Anna lacht über Soziologie“. Leider wurde das Graffito

später entfernt, übrigens ausdrücklich gegen meinen Protest bei der Hausverwaltung. Schliesslich handelt es sich um ein Kunstwerk. Heute können dagegen die Soziologen wieder lachen. Wir können uns freuen, dass die Soziologie – noch kürzlich auf der Intensivstation – wieder auferstanden ist und wir überhaupt dieses Jubiläum feiern können.

Zu der Professur in Bern bin ich gekommen wie die Jungfrau zum Kinde. Es wurden dann 13 schöne Jahre. Niemals hätte ich mir als eingefleischter Norddeutscher und Hanseat träumen lassen, dass ich einmal Staatsbeamter im Kanton Bern werden würde. Damals waren wir ja noch Beamte. Als ich mich anno 1988 mit 37 Jahren auf eine Anzeige in der „Zeit“ beworben hatte, kannte ich in Bern niemanden – kein soziales Netzwerk im Sinne von Granovettters „Getting a Job“ hatte mir zu dieser Position verholfen.

Oktober 1990 bezog ich zum Wintersemester mein Büro in der Speichergasse. Ein schönes altes Berner Stadthaus mit Parkett, Dachgarten und unserer „Mensa“, dem „Italiener“ La Nonna im Parterre. Schräg gegenüber war früher das Patentamt, in dem der Beamte dritter Klasse Albert Einstein in seinen Mussestunden die Relativitätstheorie formulierte. Eine wahrlich inspirierende Umgebung.

Die Andersartigkeit der Institutionen, der Pragmatismus der Schweiz – ganz anders als

die Vorurteile – und die Schönheit des Berner Oberlandes haben mich fasziniert. Wenn ich einen Stapel von Seminararbeiten durchzusehen hatte, habe ich mich oft mit einer Tageskarte der SBB davongestohlen, den Paken Arbeiten unter den Arm genommen und diese dann irgendwo zwischen Kandersteg und Domodossola im Speisewagen der Schnellzüge korrigiert oder auf einer Alm am Oeschinensee.

Es war eine Zeit der Umbrüche – in der grossen Politik und in der kleinen Welt der Berner Institutspolitik. Mit der Emeritierung von Viggo Graf Blücher und Walter Rüegg 1986 war das Institut auf der Leitungsebene verwaist. In der Übergangszeit wurde es kommissarisch von Richard Bäumlin geführt. In der Praxis existierte die Dreifaltigkeit von Theorie, empirischer Sozialforschung und Entwicklungssoziologie, mit grossem Engagement geleitet von Judith Janoska, Ruth Meier-Schweizer, kurz RMS und Farhad Afshar. Für die Informatik zeichnete sich Herbert Iff mit unermüdlichem Einsatz verantwortlich, unser viel zu früh verstorbener und unvergessener Kollege. Ferner wirkten am Institut eine ganze Kompanie von Hilfsassistenten. Natürlich wollten alle studentischen Hilfsassistenten in der Speichergasse bleiben und verbeamtet werden. Ich glaube, Claudia Honegger und ich, also wir als die neuen geschäftsführenden Direktoren, haben dann mit sanfter Hand versucht, eine Struktur zu schaffen, in der unsere beiden Lehrstühle und die Entwicklungssoziologie eingebunden wurden, so dass auf der Ebene von Dozentinnen, Dozenten und graduierten Mitarbeitern alle Arbeitsverhältnisse fortgesetzt werden konnten.

Die Berner Soziologie konnte also Ende 1990 nach langem Interregnum einen Neuanfang machen.

In der RWW-Fakultät und ihrer WW-Abteilung galten die Sozialwissenschaften, das waren Politik, Soziologie und Medien nur als Hilfswissenschaften. Soziologie war nichts weiter als ein Nebenfach. Nach dem Rücktritt der Professoren Viggo von Blücher und Walter Rüegg gab es Pläne, die Soziologie abzuschaffen oder auf die empirische Sozialforschung zu reduzieren. Die Erziehungsdirektion mit der grünen Politikerin Leni Robert, die Mehrheit der Kollegen in der Fakultät, das Engagement von Richard Bäumlin und Judith Janoska, RMS und Farhad Afshar am Institut haben zum Erhalt der Soziologie beigetragen.

Mit Richard Bäumlin, er war ja ein bekannter und sozial engagierter SP-Nationalrat (und übrigens Berater bei der demokratischen Verfassungsreform der Kapverdischen Inseln) hatte ich anfangs über die Weiterführung des Instituts verhandelt. Es ging auch um die Chance, eine dritte Professur für Entwicklungssoziologie einzurichten.

Also machte ich mich auf Einladung von Richard Bäumlin von Bern aus auf den Weg zu seinem hoch oben am Berghang gelegenen Haus am Ende des Simmentals. Am Bahnhof begrüßte er mich in Begleitung seines Berner Sennenhunds. Ausgesprochenen Gefallen fand ich an Richards Weinkeller – unsere Verhandlungen dauerten entsprechend auch bis vier Uhr früh. Dort wurde der Plan geboren, kostenneutral, also mit den bestehenden Ressourcen des Instituts, eine dritte Professur zu schaffen. Wir konnten für dies Anliegen nach harten Kämpfen in der Abteilung eine Mehrheit finden, scheiterten dann aber in der Fakultät an einer hauchdünnen Mehrheit wegen des erbitterten Widerstands der Betriebswirte.

So blieb es also für die nächsten zwanzig Jahre bei zwei Lehrstühlen Soziologie. Ver-

kürzt ausgedrückt: „Theorie“ und „Empirie“, obwohl diese Trennung so natürlich nicht sinnvoll ist und in der Praxis auch nicht bestand, denn selbstverständlich erfordert empirische Forschung Theorie und umgekehrt Theorie empirischen Forschung, wie Ruth schon ausdrücklich betont hatte. Der Religionswissenschaftler und Indienexperte Axel Michaels, der auf unserem Stockwerk in der UniTobler beheimatet war, pflegte ungefähr zu sagen: Der Lehrstuhl Honegger auf der einen und der Lehrstuhl Diekmann auf der anderen Seite des Ganges und in der Mitte die Kaffeemaschine als Ort sozialer Begegnung.

Werfen wir einen Blick zurück auf die empirische Sozialforschung in Bern. Vor 20 Jahren gab es in der Schweiz keine systematischen Datengrundlagen für die empirisch-sozialwissenschaftliche Forschung. Es gab kein Haushaltspanel, kein ISSP, keine landesweiten Surveys. Die SAKE war gerade im Aufbau. Es gab auch kein Freizügigkeitsabkommen mit der EU. Zum Aufbau eines neuen Fachgebiets brauchte ich aber qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Glücklicherweise hatte ich Rufe der Uni Bremen und der FU Berlin erhalten. Viel verhandeln konnte ich in Bern nicht. Aber immerhin konnte ich zum Erziehungsdirektor gehen mit der Bitte, das kantonale Kontingent für ausländische Arbeitskräfte einmal der empirischen Sozialforschung zu Gute kommen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit sagte mir der Regierungspräsident Peter Schmid am Ende unseres Gesprächs, da sei doch noch bei uns am Institut diese Geschichte mit Jean Ziegler. Ob wir den nicht mal endlich rauswerfen könnten! Was er etwas höflicher formulierte, aber in der Sache verhielt es sich genau so. Es war nicht Loyalität für Jean – ewig währende Lehraufträge waren mir eher ein Dorn im Auge – aber irgendwie hatte ich genaue Vorstellungen von der Autonomie einer Universität gegenüber einer politischen Behörde. Jedenfalls hatte ich geantwortet: „Wenn Sie das möchten, werden wir es sicher nicht tun“. Und Jean behielt dann ja auch den Lehrauftrag für Soziologie an der Uni Bern bis zur Emeritierung – insgesamt über einen Zeitraum von etwa 30 Jahren.

Noch in der Speichergasse gab es intellektuell äusserst anregende Seminare. Eine akademische Einrichtung, die nicht im eigenen Saft verkümmern will, lebt von den Anregungen akademischer Gäste. Auf dem Weltkongress für Soziologie in Madrid im Sommer 1990 war ich auf einer gemeinsamen Veranstaltung mit James Coleman. Schnell war die Idee geboren, ihn nach Bern einzuladen. Im gleichen Jahr – es war 1992 – kam Anatol Rapoport als Gastprofessor zu uns und dazu noch der norwegische Friedensforscher Johan Galtung auf Einladung von Farhad Afshar. Am Coleman-Seminar nahm gerade einmal ein halbes Dutzend Interessierter teil. Umso besser konnten wir diskutieren. Ich erinnere mich an die intensiven Seminar-Diskussionen zu einer Zeit, als Jim Coleman gerade sein opus magnum „Foundations of Social Theory“ vorgelegt hatte. Das schöne an der Berner Uni war das Instrument des relativ gut honorierten Lehrauftrags. Ich habe das Instrument immer sinnvoll zweckentfremdet und auf diese Weise Gastprofessoren aus aller Welt, aus USA, Kanada, Israel usw. zu Blockseminaren eingeladen. Der weltweit renommierte Mathematiker, Sozialpsychologe, Spieltheoretiker Anatol Rapoport hat noch mit über 80 Jahren bei uns in Bern glänzende Vorlesungen über experimentelle Spieltheorie gelesen. 1995 erhielt er das Ehrendoktorat unserer Fakultät. Für die Studierenden und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist es von grosser Bedeutung, dass sie an einer internationalen akademischen Atmosphäre eines Instituts teilhaben können.

An der ETH ist das selbstverständlich, an der Uni Bern ist es mittels Lehraufträgen, die man zu Gastprofessuren umfunktioniert, ebenso möglich. Deutsche Unis haben da viel grössere Schwierigkeiten, weil sie meistens, überspitzt gesagt, nur 1-Euro-Lehraufträge vergeben können.

Zum Wintersemester 1992/93 haben Honegger und Diekmann geschrieben: „Wenn auch der Abschied aus der Speichergasse schwer fällt, so wird der Umzug (zur UniTobler) doch durch gewisse Schokoladenseiten dieses neuen Institutsgebäudes versüsst.“

Ein Zuckerl für uns war die Aufwertung zum Hauptfach. Nolens volens hat unsere Fakultät einige Jahre später der Aufwertung der Sozialwissenschaften zu vollwertigen Studiengängen zugestimmt. Wolf Linder hatte wieder mit sicherem Gespür das „window of opportunity“ erkannt. Das Modell des Studienaufbaus ist m.E. noch heute vorbildlich. Die Struktur einer Pyramide mit einem gemeinsamen Einführungsstudium der vier Disziplinen VWL, BWL, Soz und Pol. Ein gemeinsames Grundstudium von Soziologie und Politik und danach erst die Spezialisierung auf das Hauptfach. Viele Wahlmöglichkeiten durch ein flexibles Kreditsystem, das schon in den 80er Jahren von dem Ökonom Jürg Niehans an der Fakultät eingeführt wurde. Eine gute Methodenausbildung. Und vor allem war mir wichtig, dass Soziologen und Politikwissenschaftler mindestens die gleichen Kenntnisse in Statistik und Mathematik erwerben sollten wie die Wirtschaftswissenschaftler. Wenn ich es richtig sehe, konnten die zentralen Elemente des Studienaufbaus auch bei den Bologna-Reformen übernommen werden.

Roger Berger, heute Dr. Berger und derzeit Gastwissenschaftler an der ETH, war der erste Hauptfachstudent in Bern.

Die Soziologin Petra Hartmann hatte übrigens einmal die Mathematikkenntnisse Kieler und Berner Soziologie-Studenten verglichen. Die Berner waren meilenweit voraus! (... nun ja – sie kannten immerhin das Summenzeichen. Aber im Ernst, sie waren oft wirklich gut in Mathe.)

Jahre später musste ich die Studienordnung überarbeiten und an das neue ECTS-Kreditpunktesystem anpassen. Mir fiel auf, dass im Anhang mittlerweile eine höchst willkürliche Liste erlaubter Nebenfächer aufgeführt war. Nach der Lektüre von Urs Widmers Roman „Der Kongress der Paläolepidopterologen“ habe ich mir erlaubt, dieses Phantasiefach, das leider an keiner Uni der Welt gelehrt wird, in die Liste der Nebenfächer einzuschmuggeln. Die Kommission, die Abteilung und die Fakultät haben die Studienordnung samt Anhang abgesegnet. Nur die Erziehungsdirektion hat nachgefragt, was es denn mit diesem mysteriösen Fach auf sich habe. Der Dekan soll geantwortet haben, das „hätte wohl etwas mit Dinosauriern zu tun“. Ganz falsch. Paläolepidoptero-logie, so kann man bei Urs Widmer nachlesen, ist Schmetterlingsfossilienkunde. Leider hinterlassen Schmetterlinge höchst selten Fossilien. Mit diesem Nebenfach hätten sich also Studierende schon früh daran gewöhnen können, dass sich nicht selten Wissenschaft mit virtuellen Dingen befasst, die real nicht existieren. So wie die Forscher der Akademie von Lagado in Gullivers Reisen aus Gurken Sonnenlicht erzeugen. Heutige Beispiele für Phantasieprodukte sind ökonomische Modelle, Finanzderivate, Zufallsstichproben und Prognosen von Konjunktur- und Meinungsforschungsinstituten.

Empirische Sozialforschung haben wir allerdings anders verstanden. Wir wollten soziale Tatsachen und Zusammenhänge aufspüren und – ausgehend von theoretischen Über-

legungen – Hypothesen kontrollierten Prüfungen unterziehen. Eine – ich sage einmal – aufgeklärte und undogmatische Rational-Choice-Theorie stand dabei Pate. Was heisst Rational-Choice Theorie? Der berühmte Rabbi Hillel wurde einmal gebeten, die Tora kurz und bündig zu erklären, solange sein Zuhörer auf einem Bein stehen konnte. Das mache ich jetzt für die Rational-Choice-Theorie. (Sie können aber gerne sitzen bleiben):

Der Kerngedanke lautet, dass Menschen auf Anreize reagieren, natürlich nicht nur auf materielle Anreize. Punkt!

Die Kunst der Theoriebildung besteht darin, aus diesem Gedanken – mit diversen Zusatzannahmen – interessante Hypothesen heraus zu kitzeln. Dabei die Struktur und das Netzwerk der Akteure und ihrer sozialen Interaktionen zu berücksichtigen und zur Erklärung komplexer Systeme vorzudringen. Zu analysieren, dass eigeninteressiertes und zielorientiertes Handeln oft zu völlig irrationalen Konsequenzen führt. Alle Autofahrer möchten in der „rush hour“ schnell von A nach B kommen. Das Resultat ist ein Verkehrsstau. „Rational Man and Irrational Society“ heisst es bei Brian Barry. Das beste Beispiel dafür ist eine Fakultät! Hier führen oft die Kollegen Hobbes und Machiavelli das Wort, seltener der Kollege Kant. Solche Situationen verschärfen sich bei knapper Kasse, z.B. als die Berner Kantonalbank vor der Pleite stand und die Uni Bern einen Sparkurs verordnet bekam. Die Soziologie hatte das schmerzlich zu spüren bekommen.

Soziologie ist die Wissenschaft, die wie mit bunten Legosteinen aus sozialen Interaktionen komplexe Strukturen aufbaut. Bei den theoretischen und empirischen Studien können Spieltheorie, Simulationsmodelle und statistische Methoden helfen. In einer modernen Soziologie sollten diese Methoden und Modelle zum Standard gehören und Teil der Ausbildung sein. In Bern waren wir immer auf gutem Wege dazu. Und es war nicht nur rein akademische Forschung, sondern diese war eben auch praxisnahen Zielen verpflichtet.

Ich erinnere nur an die folgenden, grösseren Projekte, hauptsächlich vom SNF finanziert, die gleichzeitig auch Datengrundlagen für die Schweizer Sozialforschung zur Verfügung stellten, wobei ich jetzt nur über meinen Bereich der empirischen Forschung spreche:

- Die Studien über Einkommensdiskriminierung mit Josef Brüderl und Henriette Engelhardt.
- Die Untersuchungen zur Berner Drogenszene, die das Drogenelend in Bern erstmals genauer empirisch erfassten, mit Norman Braun, Peter Weber und Claudia Zahner.
- Der Schweizer Umweltsurvey und diverse Folgeprojekte über internationale Vergleiche des Umweltbewusstseins mit Axel Franzen und Partnern verschiedener Disziplinen im SPP Umwelt.
- Der Schweizer Arbeitsmarktsurvey mit Henriette Engelhardt, Ben Jann und in Kooperation mit den Politikwissenschaftlern, namentlich Klaus Armingeon und Simon Geissbühler.

Für die grösseren und teuren Surveyprojekte, die ja Primärerhebungen waren, war es immer sinnvoll, Kooperationen einzugehen. Um die grösseren Projekte und Forschungsprogramme rankten sich dann viele kleinere Projekte. Wir haben auch immer mit sehr unterschiedlichen Methoden gearbeitet und Innovationen ausprobiert. Etwa Feldexperimente in der Umweltforschung über die Bedeutung materieller und moralischer Anreize, Laborexperimente über soziale Kooperation, als dies noch keine Modeerscheinung wie heute bei den Ökonomen war, Vignetten- und Methodenexperimente wie das Experiment über Reziprozität mit Ben Jann oder die Analyse von Zeitreihen aus „natürlichen“ Experimenten, wie z.B. Axel Franzens Studie über das Scheitern einer Ozonkampagne.

Bei den Surveys ist es besonders wichtig, dass wir auf Datenqualität und Replikationen achten. Traue niemals einem Ergebnis, das nicht wenigstens einmal repliziert wurde! Es ist ein Skandal, dass manche Schweizer Umfrageinstitute nicht einmal Response-Raten berichten, ganz zu schweigen vom Berechnungsschema der Ausschöpfungsrate. Bei der Umfrage zur Minarett-Initiative wird die Responserate bis heute offenbar wie ein Geheimnis gehütet. Responseraten sind übrigens nicht alles. Es gibt zahlreiche Indikatoren der Güte von Umfragen und die heutige Philosophie besteht darin, den sogenannten „Total Survey Error“ zu minimieren. Es ist auch die Aufgabe der Wissenschaft, eine ehrlichere Berichterstattung zur Datenqualität von Erhebungen anzumahnen.

Ich freue mich besonders darüber, dass alle sieben wissenschaftlichen Mitarbeiter am Lehrstuhl in der Berner Zeit heute Professuren in der Schweiz oder in Deutschland innehaben. Josef Brüderl in Mannheim, Norman Braun an der LMU München, Henriette Engelhardt in Bamberg, Martin Abraham in Nürnberg, Thomas Gautschi in Mannheim und Axel und Ben in Bern.

Noch ein Wort zu unserem Fach:

Wir wissen, wie Naturwissenschaften und Technik die Welt verändert haben. Aber was nutzen die bewundernswerten Erkenntnisse und Leistungen der Ingenieure, wenn die soziale Organisation defekt ist? Eine Flugstunde von Bern entfernt fanden die Gräueltaten des jugoslawischen Bürgerkriegs statt. Die einfachen Patentrezepte der Ideologien haben längst ausgedient.

Es wird oft von der Wissenschaft des 21. Jahrhunderts gesprochen. Ich glaube, es sind nicht nur die Biowissenschaften. Es ist auch diejenige Wissenschaft, die sich mit empirisch gesicherten Einsichten über menschliches Verhalten und sozialer Kooperation befasst, mit der Erzeugung und gerechten Verteilung von Wohlstand und den dafür geeigneten Institutionen und gesellschaftlichen Regelungen. Und mit der Umsetzung dieser Erkenntnisse in die Praxis.

Rabbi Hillel hat übrigens auf die Frage nach der Tora die goldene Regel angeführt. Leider folgen nicht alle Menschen der goldenen Regel. Oft ist es so, dass diejenigen, die das Gold haben, die Regeln machen. „Tugend muss ermuntert sein, böse sind wir von allein“, sagt listig Wilhelm Busch. Das ist der Hobbessche Standpunkt, der allerdings auch extrem ist. Etwas Kant, eine Portion vom Elixier des Königsberger Philosophen sollte man schon hineinmischen. Auch die moderne Verhaltenswissenschaft, die empirisch die Motive in sozialen Interaktionen untersucht, geht in diese Richtung. Eine gute

Gesellschaft benötigt Institutionen, die Wohlstand hervorbringen, gerecht verteilen und Konflikte friedlich regeln. Auch und gerade im globalen Massstab. Institutionen definiere ich dabei als dauerhafte, berechenbare Anreizmechanismen, z.B. die Institutionen eines Rechtsstaats oder Eigentumsrechte und ihre Begrenzungen. Oder die klugen Regeln Schweizer Alpengemeinden zum Schutz der Allmendegüter. Die Politikwissenschaftlerin und Ökonomin Elinor Ostrom wurde für ihre Forschungen über die Rolle von Institutionen bei Allgemeingütern im Vorjahr mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Die Sozialwissenschaften befassen sich aus gutem Grund mit dem Design, dem Funktionieren, den Wirkungen und Nebenwirkungen und der Evolution von Institutionen. Das ist ihre Stärke. Man kann deshalb in der Institutionenanalyse eine der Hauptaufgaben der Sozialwissenschaften und ein Bindeglied zwischen den einzelnen sozialwissenschaftlichen Disziplinen einschliesslich der Ökonomie sehen.

An der Prognostik von Krisen und Umbrüchen sind die Sozialwissenschaften dagegen gescheitert. Das haben der Kollaps der Sowjetunion und Lehman Brothers eindrucksvoll bewiesen. Den Zusammenbruch komplexer sozialer Systeme kann man eben nur sehr begrenzt vorhersehen. Ludwig der XVI. soll am 14. Juli 1789 in sein Tagebuch notiert haben: „Rien“ – nichts ist heute passiert. Im Nachhinein ist man natürlich klüger. Es gilt das Mediziner-Wort: Die besten Diagnosen liefert der Pathologe.

Mit der gelungenen Neubesetzung von drei Soziologie-Professuren in Bern ist der Generationswechsel vollzogen. Ich bin sicher, dass ihr die Chancen für die weitere Entwicklung der Sozialwissenschaften in Bern klug zu nutzen wisst.



Kultursoziologie in Bern oder 20 Jahre in 20 Minuten (1990-2010)

von Claudia Honegger



Sehr geehrter Herr Dekan,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe aktuelle und ehemalige Mitarbeiten-
de am IfS,
liebe Studierende,
hoch verehrte Festgemeinde!

Damit es klappt mit den 20 Minuten, wird es im Folgenden etwas hektisch und nicht allzu systematisch zu- und hergehen. Von den 50 Jahren habe ich 20 miterlebt und mitgestaltet, aber es werden nur einige Aspekte und die wichtigsten Personen hervorgehoben werden können.

Von der wechselvollen und spannungsreichen Geschichte des IfS war mir nichts bekannt, als ich am 4. November 1988 im Rahmen der Anhörungen für die Nachfolge von Walter Rüegg auf den Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Universität Bern meinen Probevortrag hielt. Es dauerte dann fast zwei Jahre, bis ich am 31. Oktober 1990 meine erste Vorlesung zur Einführung in die Soziologie in der Aula halten konnte. Dazwischen lag ein ziemliches Hickhack, ich hatte Bern eigentlich schon vergessen und wollte einem Ruf nach Berlin folgen, als ich auf Drängen einer starken Frauenlobby und auf Druck der damaligen Erziehungsdirektorin Leni Robert doch noch nach Bern kam. Teile der Fakultät waren wenig begeistert und auch am Institut war zunächst nicht eitel Sonnenschein. Andreas Diekmann und ich mussten einige Scharmützel durchstehen, bis wir den Laden in den Griff bekamen. Am 5. November 1990 habe ich die erste Sitzung von Theorie I und das erste Kolloquium durchgeführt, beides im kleinen Seminarraum an der Speichergasse, der dann nach unserem Umzug in die Unitobler von der Pizzeria La Nonna übernommen wurde. Das Konzept von Theorie I und II gab es übrigens schon, aber es behagte mir. Ich wollte ein breites Angebot an Theorien und keine so schmale Auswahl, wie ich sie in meinem Studium angetroffen hatte. Und nun muss hier noch ein ganz kurzer Passus zu der Zeit vor den 20 Jahren in Bern eingefügt werden.

Exkurs: Ich habe in Zürich von 1967 bis 1970 Nationalökonomie, Philosophie und Soziologie studiert. In Zürich dominierten Parsons und der Strukturfunktionalismus, ergänzt durch die strukturellen und anomischen Spannungen von Peter Heintz, während es eigentlich kaum ältere Klassiker gab (zumindest keine ohne parsonianischen Filter), aber auch keinen symbolischen Interaktionismus, keinen Goffman, keine Ethnomethodologie, keinen Bourdieu, und schon gar keine Kritische Theorie. Um herauszufinden, was es mit dieser und dem Positivismusstreit genauer auf sich haben könnte, habe ich zum Sommersemester 1970 die Schweiz in Richtung Frankfurt am Main verlassen. Eigentlich war nur ein Jahr geplant, aber dann bin ich bis zum Diplom geblieben, habe bis zu seinem Wechsel nach Starnberg die Veranstaltungen von Jürgen Habermas besucht, die Seminare von Ulrich Oevermann und viele andere. Aber ein wirklich verbindliches breites Angebot an soziologischen Theorien gab es auch in Frankfurt nicht. Über das Thema meiner Diplomarbeit, die europäischen Hexenverfolgungen, bin ich dann auf die Geschichte gekommen und wollte das vertiefen. Deshalb wechselte ich 1975 als Postgraduierte nach Paris an die Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, einerseits zu Pierre Bourdieu, aber andererseits auch zu den Historikern der Annales-Schule, zu welcher ich dann auch einen Auswahlband auf Deutsch herausgegeben habe. Wichtig wurden auch die Schriften Michel Foucaults und seine Vorlesungen am Collège de France. All diese Zugänge bestärkten mich in meiner Ausrichtung einer historisch-genetischen Wissens- und Kultursoziologie, der ich mich theoretisch (über eine Auseinandersetzung mit Karl Mannheim, mit der phänomenologischen Wissenssoziologie von Berger und Luckmann sowie mit der Archäologie des Wissens) und am Material widmen wollte. Dies wurde möglich durch meine Rückkehr nach Frankfurt und eine Anstellung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und mündete in meine Habilitationsschrift über die Wissenschaften vom Menschen und die Ordnung der Geschlechter in der Moderne.

Diese Erfahrungen und Überzeugungen wollte ich in Bern in die Lehre und Forschung einbringen. Mit Judith Janoska, dann auch mit Bettina Heintz, mit Markus Zürcher, der bald sein Studium abschloss und Assistent wurde, und anderen gab es ein hervorragendes Team in der Allgemeinen Soziologie. Es kamen interessierte bis fabelhafte Studierende. Im ersten Theorie-Zyklus am Dienstag von 16 bis 18 Uhr, und oft fortgesetzt in der benachbarten Aare-Bar, waren etwa Caroline Bühler, Urs Hafner, Chantal Magnin, Marianne Rychner und Peter-Josef Schallberger dabei, mit denen ich später eng zusammen gearbeitet habe und die nun die Berner Kultursoziologie weiter entwickeln und weiter führen werden. Die Seminare waren gut besucht, es herrschte Aufbruchstimmung, wir wollten das Hauptfach wieder einrichten, die Sozialwissenschaften wurden schweizweit evaluiert und der Umzug in die Unitobler 1992 war eine Art materialisierte Etablierung. Ulrich Oevermann war als regelmässiger Lehrbeauftragter hinzugekommen und hat das Lehrangebot und die Forschungen am IfS in der Folgezeit stark mitgeprägt. Aber auch andere Lehraufträge sollten ein breites Spektrum an Theorien, Themen und methodischen Zugängen abdecken. Es gab immer auch Lehraufträge in der Entwicklungssoziologie (zuletzt über mehrere Jahre wahrgenommen von dem Medienwissenschaftler Kai Hafez mit Schwerpunkt auf den Beziehungen zwischen islamisch geprägten Ländern und

dem Westen). 1993 kam Charlotte Müller aus Frankfurt nach Bern, wo sie an der Phil. hist. Fakultät promoviert wurde (mit einer Arbeit über <Denkstile im Schulalltag>) und in der Folge massgeblich zur Qualität in der Lehre, der Institutsleitung, allgemein zum intellektuellen und sozialen Leben am IfS beitrug. 1995 kam auch noch Martin Schmeiser ans Institut.

Es schien bergauf zu gehen. Der Club SOWI (im Rahmen der Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften) plante einen grossen Kongress der Sozialwissenschaften, der dann im Sommer 1995 hier in Bern durchgeführt werden konnte (<Gesellschaften im Umbau. Identitäten, Konflikte, Differenzen>, die Kongressassistenz oblag Regula Burri). Er war gedacht als Auftakt zu dem Schwerpunktprogramm *Demain la Suisse* des Schweizerischen Nationalfonds. In diesem Rahmen kam es zu dem Forschungsverbund <Freiheit und Zwang zur Individualisierung>, in welchem ich zusammen mit Caroline Bühler und Peter Schallberger das Projekt <Alltagsweltliche Szenarien für die Zukunft der Schweiz. Soziale Handlungsfelder, subjektive Lebensentwürfe und kulturelle Deutungsmuster> durchgeführt habe (als *Die Zukunft im Alltagsdenken. Szenarien aus der Schweiz 2001* beim UVK-Verlag in Konstanz erschienen). Peter Schallberger war auch viele Jahre höchst erfolgreich als Assistent und Lehrbeauftragter am IfS tätig. 1998 beteiligte sich die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie, deren Präsidentin ich mittlerweile geworden war, an einem gemeinsamen Kongress mit der deutschen und der österreichischen Gesellschaft für Soziologie: <Grenzenlose Gesellschaft?> in Freiburg im Breisgau. Und ebenfalls 1998 erschien zur Frankfurter Buchmesse (mit dem Gastland Schweiz) der von Marianne Rychner und mir herausgegebene Band *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz*. Inspiriert von Bourdieus *La misère du monde* haben wir Interviews geführt und zu 30 soziologischen Porträts verarbeitet. Viele ehemalige Studierende und Mitarbeitende am IfS waren an diesem Projekt beteiligt. Es war das erste Buch mit soziologischen Porträts (das zweite, *Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt*, herausgegeben gemeinsam mit Sighard Neckel und Chantal Magnin, ist soeben erschienen, Frankfurt am Main 2010, und wieder haben viele ehemalige und aktuelle Mitarbeitende aus dem IfS mitgemacht). 1998 erschien im Beck Verlag der von Theresa Wobbe und mir herausgegebene Band *Frauen in der Soziologie*, in welchem Caroline Arni und ich einen Aufsatz über Jenny P. d'Héricourt veröffentlicht haben. Über diese französische Frühsoziologin und Kontrahentin von Auguste Comte hatte Caro Arni ihre Fachprogrammearbeit geschrieben. Sie war zunächst als Hilfsassistentin und später viele Jahre überaus kompetent als Assistentin am Institut tätig.

Nach der ersten schweizweiten Evaluation der Sozialwissenschaften, die zur Lancierung des Schwerpunktprogramms <Zukunft Schweiz> geführt hatte und nach der Einführung des Hauptfaches schien eine Konsolidierungsphase einzutreten, in der man in Ruhe glaubte arbeiten zu können. Aber die Ruhe währte nicht lange: Nun war es die Universität Bern, die nochmals alles evaluieren wollte. Es treten auf: Andersen Consulting und Peterli und Partner. An alles erinnere ich mich schon gar nicht mehr oder will mich nicht erinnern. Jedenfalls wurde die Soziologie weiter beschnitten und der Entschluss von oben

durchgesetzt, die Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät aufzuteilen, was für die Soziologie nicht unbedingt von Vorteil war, hatten wir doch etwa in den Staats- und Völkerrechtlern stets zuverlässige Verbündete gehabt. Charlotte Müller hatte das IfS verlassen und in Spiez die Stelle einer Direktorin in der Lehrerbildung angetreten, 2001 wurde die WiSo-Fakultät begründet. 2002 verliess uns Andreas Diekmann Richtung ETH Zürich. Das war insofern ein ziemlich ungünstiger Zeitpunkt, als einer von uns an der Reihe war, das Dekanat zu übernehmen. Was dann eben an mir hängen blieb. So wurde ich also von 2002 bis 2004 Dekanin der WiSo-Fakultät (unterstützt von Christian Leder vom IfS). Zusammen mit der Vakanz des Lehrstuhls für empirische Sozialforschung und der Leitung des Instituts war das schon etwas sehr viel.

Paradoxerweise beschloss dann aber die Berner Politik, die soeben neu eingerichteten und in teuren Immobilien untergebrachten Institute der Lehrer- und Lehrerinnenbildung wieder zu schliessen, so dass glücklicherweise Charlotte Müller ans Institut zurückkommen konnte (und mit ihr kam auch Therese Hänni). Aber nicht genug des administrativen Hin und Her – es ging auch weiter mit den Evaluationen. Nun musste eine umfangreiche Selbstevaluation erstellt werden (hauptsächlich von Charlotte Müller und Lukas Zolinger, der einige Jahre am IfS tätig war). Zudem wurde nach diversen Sitzungen und Anhörungen eine Fremdevaluation von einer Peer-Group (bestehend aus Beate Kraiss, Heiner Meulemann und Hans-Georg Soeffner) durchgeführt, so dass ich im Nachhinein gar nicht mehr weiss, wie wir in dieser Zeit eigentlich noch gelehrt und geforscht haben können. Aber getan haben wir es. Es fanden weiterhin viele und interessante Seminare statt, das Mittwochskolloquium hatte sich auf recht hohem Niveau etabliert. Im Rückblick ist es wohl das grösste Privileg der letzten 20 Jahre gewesen, dass ich neben der Einführungsvorlesung und Theorie I und II so viele thematisch unterschiedliche Proseminare, Seminare, Oberseminare und das oft sehr anregende und spannende Kolloquium durchführen konnte. Das ist wohl leider in Zukunft keine Selbstverständlichkeit mehr. Aber auch geforscht wurde weiterhin. Zusammen mit einem Projekt aus Lausanne um den Historiker Hans-Ulrich Jost (zu Geschichtswissenschaft, Statistik und Politologie) haben Susanne Burren, Pascal Jurt und ich das SNF-Projekt zur Ausdifferenzierung der ökonomischen Disziplinen VWL und BWL durchgeführt (erschieden als Konkurrierende Deutungen des Sozialen. Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft 2007 im Chronos-Verlag Zürich). Ich habe mit beiden auch Lehrveranstaltungen durchgeführt. Zudem war nun auch Andrea Glauser zunächst als studentische, dann als wissenschaftliche Assistentin am IfS tätig, mit der ich viele wunderbare Seminare durchgeführt habe, wie auch mit Lukas Neuhaus, Robert Schäfer und Adrian Beutler. Im Herbst 2007 kam dann auch noch Dietmar Wetzel nach Bern.

Nachdem dann doch noch die Erlaubnis erteilt worden war, einen Soziologie-Bachelor einzurichten und nach der Besetzung der Professur für Empirische Sozialforschung mit Martin Abraham bestand mal wieder die Hoffnung auf ruhigere Zeiten. Courant normal – aber leider nicht für lange. Martin Abraham zog es zurück nach Bayern und die Universitätsleitung hegte offenbar kühnste Umstrukturierungspläne. Nachdem der Rektor

wochenlang nicht zu sprechen gewesen war, erhielt ich eine Vorladung, mich am Montag, dem 20. August 2007, in dem kleinen Sitzungszimmer (mit dem Billardtisch) im Hauptgebäude einzufinden. Hier wurde mir — in Anwesenheit des Dekans und des Kollegen Linder — eröffnet, dass die Soziologie nach Fribourg transferiert werden solle. In Bern, der Hauptstadt der Bundespolitik, solle hingegen die Politologie ausgebaut werden. Die WiSo-Fakultät wollte das dann schlussendlich doch nicht, dafür kam es zu dem Entscheid, den disziplinären BA Soziologie zugunsten des SoWi-Bachelors abzuschaffen. Dagegen haben sich viele von uns gewehrt, wenn auch bekanntlich erfolglos. Universitätsleitungen kommen und gehen; Institute aber bleiben. Das Institut für Soziologie der Universität Bern sowieso. Und das hoffentlich noch die nächsten 50 Jahre.

In den letzten 20 Jahren haben viele junge Menschen hier studiert, abgeschlossen und promoviert. Ich habe drei Graduiertenkollegs mitgetragen, zuletzt das interuniversitäre und interdisziplinäre Kolleg *«Gender: Scripts and Prescripts»*, an dem Andrea Hungerbühler und Denis Hänni ihre Dissertationen erarbeiten konnten. Beide waren auch am IfS aktiv und beteiligten sich rege an den diversen Diskussionen und Geselligkeiten. Am Berner Institut wurde lange vor dem Cultural turn in der Soziologie die Kultursoziologie gepflegt, was sich auch in der *«Schriftenreihe Kultursoziologie»* niedergeschlagen hat. Mit der Buchreihe NBBS, den Neuen Berner Beiträgen zur Soziologie, haben wir zudem an die Tradition der Behrendt-Ära angeknüpft. Ich hoffe, dass einiges davon erhalten bleiben wird.

Zum Schluss möchte ich allen danken, die durch ihr Engagement, ihre wissenschaftliche Neugierde und ihre Klugheit die letzten 20 Jahre — trotz der stetig wachsenden Bürokratie — zu einer unvergesslichen, intellektuell ungemein anregenden und produktiven Zeit gemacht haben. Wir haben viel debattiert — und viel gelacht. Nochmals ganz herzlich bedanken möchte ich mich auch bei allen, die zum Gelingen meiner wunderbaren Festschrift *Der Eigensinn des Materials* beigetragen haben.¹ Zum Schluss danke ich meinen beiden Söhnen: Sie haben es meisterlich verstanden, mich auf Trab zu halten und so zu verhindern, dass ich jemals in die Rolle des zerstreuten Professors hätte schlüpfen können. Nun sind sie halt Berner und keine Berliner geworden, YB-Fans und keine Herta-Fans — was ja auch nicht unbedingt tröstlicher wäre.

Ich wünsche den neuen Professoren und allen Mitarbeitenden am Institut für Soziologie der Universität Bern alles Gute für die Zukunft. Und tragen Sie Sorge zu diesem Institut.

¹*Der Eigensinn des Materials. Erkundungen sozialer Wirklichkeit.* Festschrift für Claudia Honegger zum 60. Geburtstag, herausgegeben von Caroline Arni, Andrea Glauser, Charlotte Müller, Marianne Rychner und Peter Schallberger, Frankfurt am Main/Basel, Stroemfeld Verlag, 2007. Mit Beiträgen von Beatrix Mesmer, Ute Gerhard, Bettina Heintz, Caroline Arni, Barbara Duden, Theresa Wobbe, René Levy, Judith Janoska, Ulrich Oevermann, Susanne Burren, David Kettler, Hans-Ulrich Jost, Markus Zürcher, Martin Schmeiser, Caroline Bühler, Peter Schallberger, Marianne Rychner, Urs Hafner, Charlotte Müller, Heide Schlüpmann, Peter Schneemann, Andrea Glauser, Heinz Bude, Eva Nadai, Chantal Magnin, Lukas Neuhaus und Urs Stäheli.



Briefe und Zeitungsberichte

Im Anhang finden sie zum einen einen Brief von Thomas Guggenheim, den er im Vorfeld der Veranstaltung an mich geschickt hatte. Über den Brief und über das Kommen von Herrn Guggenheim haben wir sehr geschätzt. Wir bedanken uns ebenso bei Bettina Jakob über die Berichterstattung in der Zeitschrift unilink (Oktoberausgabe 2010).

Thomas C. Guggenheim
Fürsprecher/avocat Autor+Verleger

Alpenstrasse 19 A CH-3006 Bern
Tel/Fax: +41/(0)31/ 351 71 70
Email: thomas.guggenheim@klio.ch

21.09.2010

Dipl.Soz. Dominikus Vogl
Wissenschaftlicher Assistent
Lerchenweg 36
3000 Bern 9

50 Jahre Institut für Soziologie in Bern

Lieber Herr Vogl

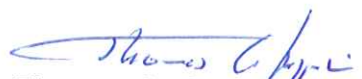
Ich möchte mich für die Einladung herzlich bedanken. Angemeldet habe ich mich bereits. Ich nehme an, es habe Sie verwundert, ob ich mich mit Soziologie je befasst habe. In Kürze folgende Hinweise:

Leopold von Wiese war mein Grossvater mütterlicherseits. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kam er häufig in die Schweiz und wir diskutierten. Selbstverständlich las ich seine Werke der „Beziehungslehre“, der „Gebildelehre“ und zur „Ethik“. Sie schmücken zusammen mit seinen Novellen eines meiner Büchergestelle. Als ich in den Fünfzigerjahren an der Uni Bern hauptsächlich Jus studierte und mit dem Fürsprecherpatent abschloss, lernte ich Richard Behrend kennen und besuchte seine Vorlesungen und Seminare. Ich bin dessen nicht sicher, glaublich war er einer der letzten Hörer meines Grossvaters.

Von 1966 bis 1978 gehörte ich dem Grossen Rat des Kantons Bern an. In dieser Zeit rumorte es an der Uni Bern. Nach dem Abgang von Richard Behrend sollten das Lehrfach Soziologie zusammen mit dem Institut aufgehoben werden. Ich setzte mich im Grossrat und bei der Regierung gegen diese Massnahme ein. Professor Merz, ich weiss nicht mehr genau, war er damals Dekan oder Rektor, schrieb mir einen längeren Brief, in dem er den Standpunkt vertrat: Die Universität soll die Studenten auf einen Beruf vorbereiten, nicht mehr und nicht weniger. Basta! Auf meinen Wunsch trafen wir uns zu einem längeren Gespräch und Professor Merz versicherte mir schliesslich, sich nicht mehr vehement für die „Streichung der Soziologie“ aus dem Lehrplan der Uni Bern einzusetzen. Vermutlich ist dieser Vorgang der Auslöser, dass Bernd Hamm Ihnen meinen Namen nannte.

Auf bald.

Mit freundlichen Grüssen


Thomas C. Guggenheim

Die Erfolgsgeschichte der Berner Soziologie

Das Zusammenleben von Menschen – eine hochkomplexe Angelegenheit. Die Soziologen der Uni Bern widmen sich seit 50 Jahren der Erforschung der Gesellschaft. Heuer feiern sie die Gründung des Instituts für Soziologie im Jahr 1960. Es war das erste in der Deutschschweiz.

Sie war eine Pionierin – die Soziologie an der Universität Bern. Sie erhielt 1960 das erste universitäre Institut der deutschsprachigen Schweiz. Bei dieser Vorreiterrolle alleine sollte es nicht bleiben: Richard Fritz Behrendt, der erste Direktor, setzte gleich ein weiteres Zeichen für die wichtige Position der Berner Soziologie. Er rückte die Entwicklungssoziologie ins Zentrum, die sich mit der Erforschung der sozialen Gegebenheiten in Entwicklungsländern beschäftigt. «Das war damals einmalig», erinnert sich Ruth Meyer Schweizer, emeritierte Soziologieprofessorin der Uni Bern. Das Institut feierte das 50-jährige Bestehen mit einem öffentlichen Symposium.

Berner Spezialitäten

Auch in der weiteren Geschichte setzte das Institut für Soziologie in der Schweizerischen Hochschullandschaft Meilensteine: Die Berner Soziologen waren in den 70er Jahren unter Walter Rüegg die ersten, die sich mit dem Wertewandel der Schweiz und moderner Gesellschaften allgemein, und unter Viggo G. Blücher mit der Alterung der Bevölkerung beschäftigten, so Ruth Meyer Schweizer. «Und das in einer Zeit, in der die Soziologie keinen öffentlichen Status hatte und als unnötiges Fach betrachtet wurde.» In den Neunzigerjahren, als schliesslich die Soziologie in Bern auch als Hauptfach eingeführt wurde, kam gemäss Meyer schon die nächste Berner Spezialität: Unter Professorin Claudia Honegger widmete sich das

Institut für Soziologie neben der quantitativen neu auch der qualitativen Sozialforschung, vor allem im Zusammenhang mit Genderfragen.

Mit Durchhaltewillen durch stürmische Zeiten

Die Erfolge in der 50-jährigen Geschichte mussten ab und an auch erkämpft werden. Ruth Meyer Schweizer erinnert sich an die stürmischen Zeiten in den 1970er Jahren, als sie, von Frankfurt kommend, in der Aarestadt landete: «Am Institut herrschte Chaos, eine kleine Gruppe von Studenten beerdigte die Soziologie vor dem Hauptgebäude der Uni Bern symbolisch in einem Sarg», erzählt sie schmunzelnd. Und noch in jüngster Vergangenheit, vor drei Jahren, wurde etwa aufgrund langer Vakanzen von Professuren über eine Schliessung der Soziologie an der Uni Bern diskutiert. Doch die WISO-Fakultät war dagegen – «eine gute Entscheidung», wie der heutige geschäftsführende Direktor Axel Franzen kommentiert. Und er hat eine erfreuliche Nachricht: Zum ersten Mal seit fünf Jahren

sind alle drei Professuren, diejenige für Allgemeine Soziologie, für Methoden der empirischen Sozialforschung und für Sozialstrukturanalyse, besetzt.

Jetzt steht Kontinuität ins Haus

Axel Franzen sieht in dieser Entwicklung ein positives Signal, «dass sich für die nächsten zehn Jahre am Institut für Soziologie Kontinuität abzeichnet». Die Unruhe der letzten Zeit führt er vor allem auf den Generationenwechsel im Institut und auf die Neukonstituierung und die Einführung des Bologna-Systems zurück. «Jetzt stellt niemand mehr die Wichtigkeit der Sozialwissenschaften für die Uni Bern in Frage.» Mit dem neuen Bachelor «Sozialwissenschaften» mit Betriebswirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre, Politikwissenschaft und Soziologie verfüge man über ein «einzigartiges Ausbildungsmodell» in der Schweiz; rund 100 Studierende melden sich jedes Jahr für diesen Studiengang an. Wer sich im weiteren Studium für den Master in Soziologie entscheidet – zurzeit tun dies 20 Personen –, für den sieht Franzen gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt: Soziologen wüssten, wie Daten zu erheben sind und beschäftigten sich mit deren Analyse und Interpretation. «Das sind Fähigkeiten, die in modernen Gesellschaften unentbehrlich sind», so Franzen.

Bettina Jakob

Seit 50 Jahren erforschen die Soziologen der Uni Bern die Gesellschaft.

Jubiläums-Symposium

Das öffentliche Symposium zum 50-jährigen Jubiläum des Instituts für Soziologie fand Ende September statt. Beim Anlass sprachen folgende Referentinnen und Referenten: Prof. em. Dr. Peter Atteslander, Prof. em. Dr. Ruth Meyer Schweizer, Dr. Klaus Baumgartner (ehem. Stadtpräsident Bern), Prof. em. Dr. Urs Jaeggi, Dr. Farhad Afshar und Prof. Dr. Hanspeter Kriesi.



Welche Soziologie?

Ein Berner Jubiläum

Urs Hafner · Solche Sätze hört man selten an einer Universität. «Der Soziologe muss das Chaos suchen und es aushalten», er müsse von den Problemen ausgehen, die ihn persönlich betreffen, sinnierte Urs Jaeggi. Der Soziologe und Literat trat kürzlich beim etwas verschämt aufgezogenen Jubiläumsanlass des Berner Instituts für Soziologie auf, das heuer den fünfzigsten Geburtstag feiert. Seine Blütezeit erlebte es in den neunziger Jahren, als es unter Claudia Honegger (heute emeritiert) und Andreas Diekmann (seit 2003 an der ETH Zürich) zur wohl bedeutendsten Deutschschweizer Stätte soziologischen Forschens avancierte. Mit berechtigtem Stolz liessen die beiden ihre Berner Jahre Revue passieren.

In den Voten der meisten der illustren Redner, die alle einst – kürzer oder länger – in Bern gewirkt hatten, war bei aller Festfreude ein Unbehagen am gegenwärtigen Stand der Soziologie und der Sozialwissenschaften insgesamt nicht zu überhören. Der Zürcher Politologe Hanspeter Kriesi etwa meinte, dass die Sozialwissenschaften heute zwar über enorme Datenmengen verfügten, doch unter der angestrebten Systematik zunehmend die Relevanz litten: «Wir beschäftigen uns zu oft mit selbst produzierten Rätseln.»

In die gleiche Kerbe hieb Markus Zürcher. Nachdem der Generalsekretär der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) der realitätsblinden Rational-Choice-Ökonomie die Leviten gelesen hatte, plädierte er dafür, dass die Sozialwissenschaften die Streitereien um «Schulen und Schismen» endlich begraben, die – noch immer mangelhafte – Verankerung an den Hochschulen vorantreiben und vereint an der Lösung der drängenden Fragen der Zeit arbeiten sollten, der Energieknappheit etwa oder der Medikalisierung. Sonst drohten sie über kurz oder lang von einer Ethik verdrängt zu werden, die sich nicht scheue, eindeutige Antworten zu liefern. Zürcher favorisierte eine einzige, die Disziplinen Politologie, Publizistik, Psychologie und Ethnologie umfassende Sozialwissenschaft, die mit ihrem «Steuerungswissen» Gesellschaft und Staat von Nutzen sein soll.

An der Integration der Sozialwissenschaften – ihrer Vereinheitlichung wie gouvernementalen Indienstnahme – führt wohl kein Weg vorbei, wie ein Blick auf die europäische Hochschullandschaft zeigt. Damit indes verliert die Soziologie, die Mutter der Sozialwissenschaften, ihr Proprium. Zwischen Allgemeinem und Besonderem, zwischen philosophischer Theorie und erfahrungsgesättigter Empirie oszillierend, hatte sie immer auch das Ganze im Blick.